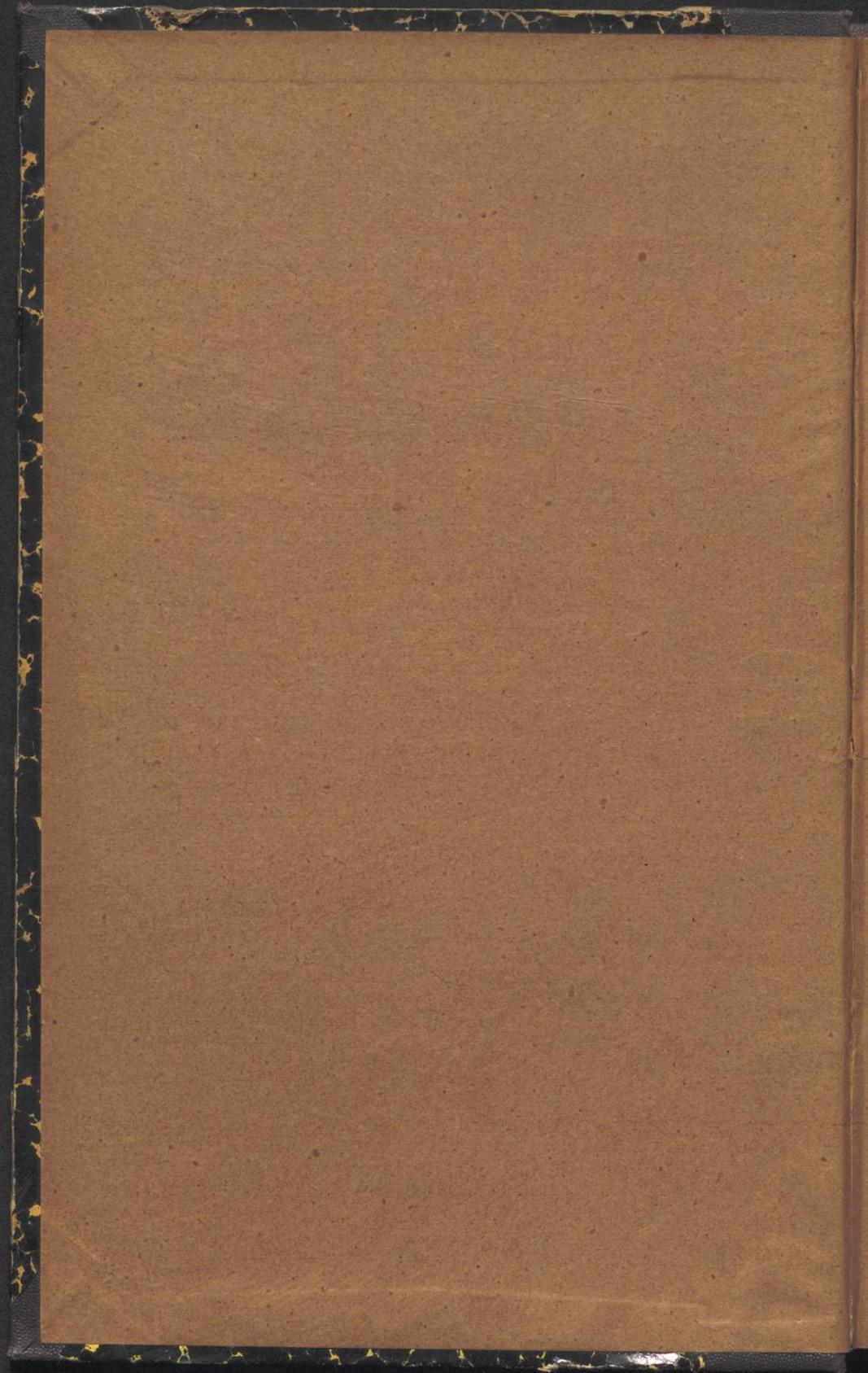
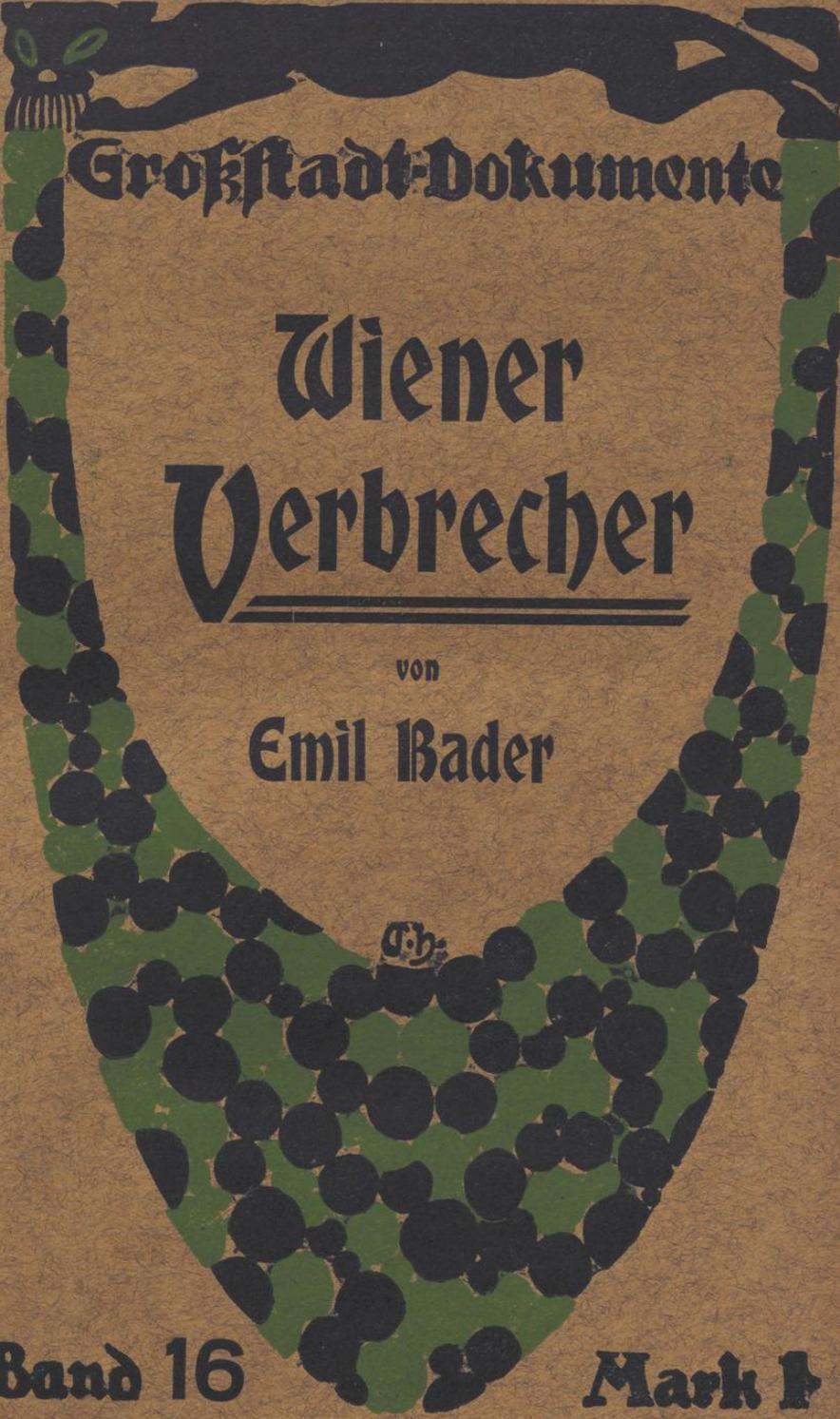


Wiener Stadt-Bibliothek.

16

41528 A





Großstadt-Dokumente

**Wiener
Verbrecher**

von

Emil Bader

Th.

Band 16

Mark 1

In Seemanns kleiner Unterhaltungs-Bibliothek

sind folgende interessante Bände erschienen:

- 1|2. **Gräfin Julie.** Einige Kapitel Liebeswahnsinn. Roman. Von August Weissl. 3. Aufl. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
3. **Ist es das Herz?** Roman. Von Jon von Goldmar. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
4. **Der glückliche Prinz.** Modernes Märchenbuch. Von Oscar Wilde. Aus dem Engl. von Else Otten. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
5. **Was uns passierte!** Humorist. Erzählungen. Von W. Schulte vom Brühl. 2. Aufl. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
6. **Das Recht auf Sünde.** Roman. Von Dorothee Goebeler. 2. Taus. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
7. **Marion, die Sängerin des Café chantant.** Von Anni Vivanti. Aus dem Italienischen von Else Rema. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
8. **Monika.** Roman. Von Paul Bourget. Aus dem Franz. von Adele Achard. 2. Aufl. Br. M. 1, geb. M. 2.
9. **Annie Bianka.** Eine Reisegeschichte. Von Grete Meissel-Hess. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
10. **Feindschaft.** Das höchste Gesetz. Erzählungen von A. de Wit. Einzig autoris. Uebersetzung a. d. Holl. von Else Otten. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
11. **Die Wagner-Kette.** Eine moderne Liebesnovelle. Von Ellen Walter. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
12. **Herzens-Angelegenheiten.** Amerikanische Humoresken u. Novellen. Von Berthold A. Baer. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
13. **„Le Horla“.** Mysteriöse Geschichten. Von B. Varna. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 14|15. **Larissa.** Roman einer Tänzerin. Von Benno Rüttenauer. Zweites Tausend. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
16. **Mensch sein!** Roman von Gerda Schmidt-Hansen. 2. Aufl. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
17. **Herodias.** Erzählungen. Von Gustave Flaubert. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 18|19. **Claire Fantin.** Von Gustave Vanzype. Einzige, vom Verfasser autor. Uebersetzung von Catharina Brenning. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
20. **Berliner Nachtbilder.** Von Hans Ostwald. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 21|22. **Zucht.** Sittengeschichtlicher Roman aus dem Wiener Gesellschaftsleben. Von Max Urbar. Brosch. M. 2.—, geb. M. 3.—.
23. **Leda mit dem Schwan.** Novellen. Von Curt Julius Wolf. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
24. **„Nette Geschichten“.** Amerikanische Humoresken und Novellen. Von Berthold A. Baer. Brosch. M. 1.—, geb. M. 2.—.
25. **Töchter der Sünde.** Geschichten aus dem dunkelsten Leben. Von Gustav Adolf Müller. 3. bis 5. Tausend. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- 26|27. **Ein Traum.** Roman. Von Henri Borel. Einzig autoris. Uebersetzung aus dem Holländ. von Else Otten. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
28. **Das Feigenblatt.** Eine Gelegenheitsgeschichte. Von Ellen Walter. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.
29. **Ich bin ein Subalternbeamter** und andere lustige Geschichten. Von Wilhelm Uhde. Br. M. 1.—, geb. M. 2.—.
30. **Yvette.** Roman. Von Guy de Maupassant. Br. M. 1, geb. M. 2.

SEEMANNS KLEINE UNTERHALTUNGS-BIBLIOTHEK bringt bei guter Ausführung in gefälligem Taschenformat eine Auswahl der vorzüglichsten modernen Unterhaltungslektüre. Die Autoren zählen durchweg zu den bestbekanntesten Namen der in- und ausländischen Literatur. Wer sich nach und nach eine gute belletristische Haus- und Reisebibliothek zulegen will, dem sei diese Kollektion auf das wärmste empfohlen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

▷ Großstadt-Dokumente ▷
Herausgegeben von Hans Ostwald
Band 16

Wiener Verbrecher

von

Emil Bader



Berlin und Leipzig

Verlag von Hermann Seemann Nachfolger G. m. b. H.

J. N. 63541

Band 1—16 der Großstadt-Dokumente behandeln
folgende Themata:

1. Dunkle Winkel in Berlin. Von Hans Ostwald.
2. Die Berliner Bohème. Von Julius Bab.
3. Berlins drittes Geschlecht. Von Dr. Magnus Hirschfeld.
4. Berliner Tanzlokale. Von Hans Ostwald.
5. Zuhältertum in Berlin. Von Hans Ostwald.
6. Sekten und Sektierer in Berlin. Von Eberhard Buchner.
7. Berliner Kaffeehäuser. Von Hans Ostwald.
8. Berliner Banken und Geldverkehr. Von Georg Bernhard.
9. Aus den Tiefen der Berliner Arbeiterbewegung. Von Albert Weidner.
10. Berliner Sport. Von Arno Arndt.
11. Das goldne Wiener Herz. Von Max Winter.
12. Wiener Sport. Von Dr. Otto Herfmann.
13. Im unterirdischen Wien. Von Max Winter.
14. Wiener Adel. Von Felix Salten.
15. Wiener Theater. Von einem Eingeweihten.
16. Wiener Verbrecher. Von Emil Bader.

Preis pro Band 1 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Berlin SW.,
Tempelhofer Ufer 29.



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten.
Rohberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.

Einleitung.

Wer die Stadt und ihr vielfältiges, reich verzweigtes Leben gründlich kennen lernen will, der darf nicht nur die großen Paläste, die schönen Anlagen, die Denkmäler der Kunst und Geschichte, die Schauplätze des eleganten, harmlos fröhlichen Lebens aufsuchen, nicht nur dorthin blicken, wo der Fleiß der Bürger und die Sorge der Verwaltung dem Fremden und dem Einheimischen Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten bietet, wo sich zeigt, was im Sinne einer modernen Kultur für das Wohl aller geschaffen worden ist. Er muß sich auch Mühe geben, mit dem Blick des Beobachters dorthin zu dringen, wo sich unter der alltäglichen Oberfläche die zweifelhaften und geheimnisvollen Schicksale verbergen, wo die gesellschaftliche Ordnung sich lockert oder gänzlich aufhört, wo Schlaueit, Willkür und Gewalttat die alleinige Grundlage der menschlichen Existenzen bilden. Er muß die äußeren Bezirke durchforschen, wo neben der Armut auch das Verbrechen haust, er muß zur Nachtzeit entlegene Straßen durchwandern, wo er etwa den Gestalten begegnet, die der Kundige als Feinde der geordneten Gesellschaft erkennt. Und wenn er dann sein Auge an diese Schattenbilder der Großstadt gewöhnt hat, würde es ihm vielleicht gelingen, auch in den vornehmen Palästen, auf dem Corso der eleganten Welt, in den Kreisen der

sonst wohlangeesehenen Bürgerschaft einige der Verbrecher herauszufinden, die dort, in der Atmosphäre der vornehmsten sozialen Verhältnisse, ein Dasein des Glanzes und der wohlverdeckten Lüge führen.

Dann erst wird sich derjenige, der sich die Mühe genommen hat, in das Dunkel dieser so wohlgehüteten Geheimnisse einzudringen, ein rechtes Bild von den gesamten menschlichen und gesellschaftlichen Zuständen der Großstadt machen können. Dies wird ihn aber auch zu der Erkenntnis führen, daß wir in dem Kampfe zwischen dem, was nach unseren Begriffen gut und böse heißt, heute eigentlich trotz Fortschritt der Technik und Zivilisation der Sitten über die Verhältnisse älterer Zeiten, über Raubrittertum und Mordbrennerbanden noch nicht so weit hinausgekommen sind, als es beim ersten Anblick scheinen möchte.

Natürlich hat sich, wie jeder andere Zweig des Erwerbes, auch das Verbrechen durch die Hinzufügung neuer Mittel, durch die Erfindung von früher unbekanntem, technischen Kunstgriffen in seinem äußeren Wesen seit jenen Zeiten sehr verändert. Aber es haben sich dadurch nur die Arten der verbrecherischen Handlungen vermehrt, die einzelnen Formen differenziert. Die Zahl der Verbrechen selbst und die Höhe des Schadens, den sie anrichten, ist trotz der Verstärkung der behördlichen Vorsoorge, trotz neuer und erfinderischer Sicherheitsmaßregeln nicht geringer, eher größer geworden.

Wenn es auf den Landstraßen, in den Wäldern, auf einsamen Gehöften vielleicht heute sicherer ist als vordem, so hat sich dafür die Unsicherheit von Eigentum und Leben in den Großstädten in erschreckender Weise gemehrt. Der Grund dafür ist so einfach, daß er in wenigen Sätzen angedeutet werden kann. Die schärfere Überwachung verleidet dem gewerbsmäßigen Verbrecher

das flache Land, wo er nach einiger Zeit unbedingt auf-
fallen muß. In der Millionenstadt verschwindet er leichter,
hat er tausend Möglichkeiten, sich den Nachforschungen
auf längere Zeit oder dauernd zu entziehen. Auch drängt
sich heute in der Großstadt nicht nur die reichere und
leichtfinnigere Bürgerschaft zusammen, sondern die mannig-
fachen Institutionen, die unendliche Abwechslung im
äußeren Leben und nicht zuletzt auch der stetige Fremden-
zuzug bieten dem Verbrecher gerade in der Großstadt
ein weiteres, ergiebigeres und mannigfaltigeres Feld.

Dazu kommt, daß die modernen gewerblichen und
gesellschaftlichen Verhältnisse in den Großstädten eine An-
sammlung jener Schichten von brotlosen Proletariern und
deklassierten Intelligenzen herbeiführen, aus welchen sich
die Verbrecher am leichtesten und am häufigsten rekrui-
tieren. Aus den kleinen Notizen und großen Artikeln
der Zeitungen über einzelne mehr oder weniger inter-
essante, hervorstechende und verbrecherische Vorfälle kann
man sich kein richtiges Bild davon machen, wie aus-
gedehnt und mannigfaltig, wie weitverzweigt und gut
organisiert die Welt derer ist, die mit den Behörden
und Gesetzen zum Schaden fremden Gutes und fremder
Sicherheit einen steten Kampf führen.

Auffsehen erregende Morde, geniale Betrügereien,
kühne Einbruchsdiebstähle interessieren vielleicht eine Zeit-
lang die Öffentlichkeit und regen sie auf. Weit wirk-
samer aber in ihrer stillen, andauernden Tätigkeit, weit
schädlicher für die Allgemeinheit sind die kleinen Abel-
täter, von denen fast niemals öffentlich die Rede ist, an
die der Bürger, wenn er nicht zufällig selbst der Be-
schädigte ist, gar nicht denkt und die doch Schaden auf
Schaden häufen, bis zu einer Gesamtsumme, von deren
Höhe man sich nichts träumen ließe. Unter ihnen finden
sich Leute, deren Verbrechen kaum zur Anzeige kommen,

weil der Verlust an Geld oder Wert beim einzelnen zu klein ist, weil der Beschädigte die „Schererei“ der behördlichen Amtshandlung fürchtet, oder weil er Grund hat, sich des an ihm verübten Verbrechens noch zu schämen. Andere sind wieder, die man nicht entdeckt, weil sie einfach nirgends aufzugreifen sind, weil sie in Höhlen und Löchern, in Kanälen und in Hundehütten wohnen, heute da, morgen dort, wo sie sich eben vor der Polizei sicher fühlen.

Mit dieser teilweisen Straflosigkeit hängt es auch zusammen, daß sich gewisse Kategorien von Verbrechern von Jahr zu Jahr mehren, daß sich die Anzahl ihrer Unternehmungen und die Frechheit, mit der diese durchgeführt werden, fast ständig steigern.

Jeder berufsmäßige Verbrecher hat seinen Trick, seine besondere Kunst, in der er sich bis zur höchsten Vollkommenheit, die er erreichen kann, ausbildet. Er selbst nennt sein Verbrechen gar nie anders als seine „Arbeit“. Wie der Handwerker und der industrielle Spezialist, so wechselt auch der Verbrecher die besondere Art seiner „Arbeit“ fast niemals. Er bleibt seiner Spezialität und seinem Trick zumeist treu. Ein guter Taschendieb wird fast nie ein Einbrecher werden, ein Wohnungseinschleicher wird sich nie in Bodenräumen versuchen. Der Einbrecher, der gewohnt ist, bei Nacht durch das Fenster einzusteigen, wird kaum den Mut haben, bei Tag, etwa während der Mittagspause, in Geschäften seine Arbeit zu verrichten. Diese Treue gegen ihr Handwerk ist gewiß zum größten Teil auf Indolenz und Starrköpfigkeit, vielleicht auch auf den Aberglauben der Verbrecher zurückzuführen. Das gilt so allgemein, daß man zum Beispiel bei Einbruchsdiebstählen, die augenscheinlich auf verschiedene Art, von verschiedenen Seiten her in Angriff genommen worden sind, fast mit Sicherheit darauf

schließen kann, daß sie von keinem fertigen, ausgebildeten „Schränker“, sondern von einem Anfänger oder Stümper unternommen worden sind.

In der Art seiner Arbeit und in den einzelnen Zweigen unterscheidet sich das Wiener Verbrechertum kaum von dem anderer Großstädte. Der Charakter unserer Verbrecher, soweit sie Wiener sind, weist wohl im Verhältnis zu dem ihrer Genossen in anderen Großstädten ungefähr dieselben Verschiedenheiten auf, die sich beim Vergleich der übrigen Gesellschaft dieser Städte finden. Ein wenig Indolenz, Hang zum flotten Leben, oft auch ein leichter Humor, ja sogar die gewisse Gemütlichkeit sind beim Wiener Verbrecher typisch. In Briefen, die oft ganz witzig und im schönsten Dialekt abgefaßt sind, teilt manchmal der Dieb oder der Einbrecher dem Beschädigten seinen Dank oder sein Bedauern mit.

Natürlich bringt es die nationale Vielfältigkeit der Monarchie, das nahe Anwohnen verschiedener Nationalitäten mit sich, daß auch die Verbrecherwelt in Wien keineswegs einen ausgesprochen lokalen Charakter hat. Von den ewig reisenden Verbrechern, wie Hochstaplern, Eisenbahndieben, Mädchenhändlern ganz abgesehen, sind auch unter den ständig in Wien „Arbeitenden“ die fremden Nationen stark vertreten. Ein großes Kontingent stellen böhmische und slowakische Proletarier. Die berufsmäßigen Taschendiebe kommen meist aus Ungarn herüber, die Mädchenhändler sind zum großen Teil geborene Galizianer. Italiener, Serben und Orientalen stellen ein großes Kontingent zu der Sorte von Verbrechern, die beim Geldwechsel betrügen oder stehlen. Dazu kommen noch die abgebröckelten Reste anderer Nationalitäten, Deklassierte aller Art und Herkunft, stellenlose Bonnen und Lehrer aus Frankreich und England zum Beispiel, die es, wenn der Hunger

sie drängt, mit kleineren oder größeren Gaunereien versuchen.

Vom Wiener selbst könnte man sagen, daß ihn weit eher Leichtsinns und Hang zum guten Leben, als eigentlich Habgier und Brutalität zum Verbrecher werden lassen. Er wirft sich nur ganz selten auf die blutigen Gebiete des Verbrechens; mit Ausnahme des Totschlages, der meist auch nur aus Rache oder bei großen Erzessen, in Trunkenheit verübt wird. Der tückische, kalt überlegte Raubmord ist sehr selten Sache des eingeborenen Wiener. Die letzten Raubmörder, die in Wien hingerichtet worden sind, waren zum größten Teil tschechischer Herkunft. Ihre Namen sind: Dolezal, Wanyek, Woboril und Senekl. Die absichtliche Grausamkeit, die Gewalttat um ihrer selbst willen, wie sie den Pariser „Apachen“, den Rowdys in London und Berlin Freude macht, gehört in Wien zu den Seltenheiten. Leicht und gut leben, sich ohne viel Mühe, besonders aber ohne regelrechte, pflichtmäßige Arbeit erhalten und unterhalten, ein Trunk, ein kleines Vergnügen mit Freunden und Freundinnen, das ist das Ideal des gewöhnlichen Wiener Gauners. Auf mehr spekuliert sein Ehrgeiz nicht. Andere, die aus dem Bürgerstande, der Beamtenerschaft und wohl auch aus dem Offizierskorps, mit Einschluß des Adels, hervorgehen, streben natürlich zunächst eine höhere Form des gesellschaftlichen Lebens an, wozu sie die Mittel auf rechtem Wege nicht beschaffen können. Spiel, Tanz, Pferde, kostbare Maitressen sind ihr Wunsch. Sie erfüllen ihn, indem sie Hochstapler, Falschspieler, Betrüger größeren Stiles werden. Selten wendet sich auch einer von diesen mit besonderem Raffinement oder besonderer Originalität dem Handwerk der Diebe oder der Einbrecher zu. Weit geringer sind die Fälle, in denen das Verbrechen erwählt wird, um die Mittel zu einem wirklich soliden, ruhigen

und sicheren Lebenswandel auf ausgeglichener ökonomischer Basis herzuschaffen. Wir zitieren später ein Beispiel dieser Art.

Die Talente, die der Verbrecher in Wien in den Dienst seiner Arbeit zu stellen hat, sind nicht sehr reichhaltig. Besondere Schlaueit und besondere Kühnheit kommen seltener vor. Die Arbeit wird größtenteils, wie schon angedeutet, als Metier, als Spezialität betrieben. Hier ist aber, wie in vielen ehrlichen bürgerlichen Wiener Handwerkszweigen auch die Exaktheit, Reinlichkeit und man könnte fast sagen Solidität der Wiener Arbeit zu erkennen. Der Wiener Verbrecher hält auf sein Werkzeug, sieht darauf, daß es möglichst hübsch ausgestattet ist, vollführt, wenn er nur halbwegs geübt ist, sein Werk nach allen Regeln der Kunst und läßt sich, während er arbeitet, keine Fahrlässigkeit, keine leichtsinnige Unterlassung zuschulden kommen. Der Stolz auf diese Tüchtigkeit im „Handwerk“ geht so weit, daß sich die Verbrecher dessen nicht nur untereinander, sondern in gewissen Fällen auch vor den Behörden rühmen. Seine Phantasie, sein rascher Witz, ein spezifisches Merkmal des Wiener Volkes, geben ihm im Moment, da er ertappt oder verhaftet wird, oft die verblüffendsten Ausreden ein. Versangen die aber nicht mehr und sieht er, daß sein Leugnen nichts nützen kann, so gesteht er, nicht ohne in seine Bekenntnisse einen gewissen Stolz auf seine Geschicklichkeit, Kraft oder Schlaueit zu legen. Ja, es kommt vor, daß die Beschuldigten der Behörde gegenüber besonders gelungene Diebstähle oder Einbrüche, die sie gar nicht begangen haben, als ihr Werk bezeichnen. Ruhmsucht und Eitelkeit können die energischeren unter diesen Leuten manchmal bis zu einer Art von Heroismus treiben, der sich auch unter dem Galgen noch aufrecht erhält.

Die höheren Kategorien, Hochstapler, feine Betrüger,

Banknotenfälscher, haben von der Wiener Luft meist das Gefällige, Elegante, Weltmännische im Auftreten angenommen, das die vornehmen Kreise unserer Stadt auszeichnet. Es kommt nicht selten vor, daß derartige Personen, solange sie nicht entlarvt sind, als vollkommen ebenbürtig von aristokratischen und patrizischen Kreisen aufgenommen werden, auch wenn sie, was man natürlich nicht ahnt, aus untersten proletarischen Schichten stammen.

Wie überall, so spricht auch in Wien der Verbrecher sein Rotwelsch, das in der Hauptsache mit dem Jargon der Gauner in Deutschland identisch ist und dessen Vokabular zum größten Teil schon eine jahrhundertalte Geschichte hat. Diese Diebssprache leitet sich, wie bekannt, vom „Chochemer Loschen“ ab, dem Rotwelsch, das die Mordbrennerbanden, Diebe und Hehler im Mittelalter gesprochen haben. Viele Worte sind dem Hebräischen entnommen. Dazu kommt noch der jeweilige Dialekt der einzelnen Länder, von dem gewisse Worte, wenn sie besonders charakteristisch oder leicht zu sprechen sind, eventuell auch in den Dialekt anderer Gegenden übergehen können. Wie die Volkssprache im allgemeinen, so erneuert sich auch das Idiom der Verbrecher unaufhörlich. Worte sterben ab, andere schafft der Witz oder die Phantasie des Volkes nach den Bedürfnissen des Tages oder der Stunde. Die Geheimsprache erstreckt sich auch auf gewisse lautlose Zeichen. Der zu einem C gebogene Zeigefinger, das Zusammenziehen der Augenlider und das Hochziehen des Mundwinkels genügen als Erkennungszeichen zweier Verbrecher untereinander.

Der sinnlichen Anlage des ganzen Volkes entspricht auch meist die Art von Liebesverhältnissen, die in der Wiener Verbrecherwelt bestehen. Gesetzlich verheiratet sind die berufsmäßigen Gauner hier ebenso selten, wie

anderwärts. Die Gründe hierfür liegen auf offener Hand. Was soll die legale Verbindung dem bedeuten, dessen ganzes Leben einen Kampf gegen das Gesetz darstellt? Seine Geliebte sucht sich der Verbrecher natürlich in seinen eigenen Kreisen oder in denen, welche ihm sozial am nächsten stehen, in der Welt der Prostitution und des ganz herabgekommenen Proletariates. Es ist natürlich, daß er sich zu seiner Genossin nur eine besonders Vertrauenswürdige wählt. Sein Vertrauen wird auch selten getäuscht. Die Frau, die längere oder kürzere Zeit mit ihm lebt, dient ihm als Kundschafterin, als Hehlerin, als finanzielle Hilfe in Zeiten der Not. Sie schmuggelt ihm Nachrichten zu, wenn er in Haft ist, sie sorgt für seine bessere Verpflegung, indem sie einen Teil des Geldes, das sie indessen etwa durch Prostitution verdient, für ihn verwendet. Eifersüchtig sind derartige Paare nur selten aufeinander. Die Geliebte freut sich mit den Eroberungen ihres Männchens und ist stolz darauf; er wieder, weit entfernt, ihr den kleinen Nebenverdienst durch Verkehr mit anderen Männern übel zu nehmen, fordert sie meist noch dazu auf und genießt das so erworbene Geld mit.

Sentimentalität, echtes Gefühl für einander, Leidenschaftlichkeit sind in diesen Verhältnissen selten, kommen aber nichtsdestoweniger auch vor und äußern sich oft in der überraschendsten Weise.

Ganz allgemein ist in der Wiener Verbrecherwelt auch der Aberglaube, der sich ängstlich an gewisse Geheimmittel und scheinbar sinnlose Rituale während der Arbeit klammert. Wenn der Einbrecher zum Beispiel am Orte der Tat irgend einen Gegenstand zurückläßt, der sein Eigentum gewesen ist, so bedeutet das für ihn, daß er nicht erwischt wird. Sehr verbreitet ist bei Wiener Einbrechern auch der Wahn, daß sie nicht entdeckt werden, wenn die Exkremente, die sie am Orte ihrer Tat zurück-

lassen, während ihrer „Arbeit“ warm geblieben sind. Um diese Wärme länger zu erhalten, werden die Exkremente meist noch mit einem Tuche, oder mit einem Stück Papier, ja selbst mit dem Hute des „Arbeitenden“ bedeckt. Deshalb kann man, wenn am Schauplatz eines verübten Verbrechens derartige Reliquien gefunden werden, mit Sicherheit darauf schließen, daß der Täter in den Kreisen der geübten, wissenden Verbrecher zu suchen ist.

So leicht der Charakter des niedrigen Wiener Volkes zum fahrlässigen oder absichtlichen Abweichen vom gesetzlichen Wege neigt, so groß ist andererseits seine Lust, den Verbrecher ausfindig zu machen und der Behörde anzuzeigen. Auch hier spielt leicht befriedigte Eitelkeit, die Sucht, vor dem Beamten den braven Bürger zu spielen oder der Gedanke, in den Zeitungen als Entdecker genannt zu werden, eine bedeutende Rolle. Natürlich treibt auch die Aussicht auf die versprochene Belohnung manchen zur Denunziation. Wie verbreitet diese Lust am Angeben in Wien ist, kann daraus geschlossen werden, daß der internationale, die ganze Welt bereisende Verbrecher sich höchst ungern hier aufhält, weil er die Erfahrung gemacht hat, daß er in Wien nicht nur von berufsmäßigen Spitzeln ausspioniert, sondern von Quartiergebern, Dienstmännern, Kellnern, Portiers, dem ganzen Hotelpersonal, ja selbst oft von gänzlich unbeteiligten Personen beobachtet und beim geringsten Grunde zum Verdacht, der oft nur im erhöhten Verbrauch von Champagner oder im auffälligen Besitz eines Tausenders bestehen kann, der Behörde angegeben wird.

So bekämpfen sich die beiden Seiten der Wiener Art, leichtfertige Nichtachtung des Gesetzes und eitler Hang zur Angeberei unaufhörlich. Die Freude des Wiener Pöbels am Denunzieren kann natürlich nicht hindern, daß sich hier, wie in allen anderen Großstädten,

die Verbrechen gegen das Eigenthum in erschreckender Weise von Jahr zu Jahr mehren. Die bekannnten, höchst ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse Wiens und der reiche Zufluß verschiedenartiger und nicht sehr guter Elemente aus fremden Nationen begünstigen gerade hier die üppigste Ausbreitung aller kleinen, heimlichen, niedrigen Verbrechen, während sie allerdings die Betätigung der großzügigen einschränken und ihnen mehr oder weniger fühlbare Hemmnisse entgegensetzen.

Anfänger und Zwischenstufen.

Der Pülcher.

Er ist echtes Wiener Blut. Mehr Strotter und Müßiggänger als Verbrecher, wird er aber oft durch sein Nichtstun, durch seine Trunksucht und Gewalttätigkeit zum Verbrechen geführt. Er verbirgt sich nicht unter irgend einer Maske, er ist stolz darauf, ein Pülcher zu sein, und seine „Schal'n“, sein Gewand, läßt ihn meist schon als solchen erkennen. Viele von ihnen haben noch die aus früherer Zeit stammende Pülchertracht beibehalten. Die karierte, sich glockenförmig nach unten hin erweiternde Hose, das ebenfalls oft aus kariertem Stoff gearbeitete „Sackerl“ (kurzer Rock), ein kleiner, weicher, in ganz undefinierbarer Weise gefalteter Hut, der keck auf einer Seite des Kopfes sitzt und bis zum Ohr heruntergerutscht ist, und eine fliegende Maschenkrawatte, das ist seine typische Kleidung. Die Haare sind oberhalb des Ohres glatt nach vorne gewickelt, zu „Schal'n“ gekämmt, und im Haare steckt keck der Strohhalm einer längst verrauchten Virginiazigarre. Der Pülcher ist eitel. Wenn er auch im Winter ohne Überrock geht, hält er stets auf reine Kleidung und will als fecher Kerl gelten. Einmal hat er ein Gewerbe gelernt, meist eines, das mehr Kraft der Muskeln als Überlegung und Intelligenz erfordert, etwa Fleischhauerei, Schlosserei, Straßenpflasterarbeit usw. Er hat aber die Arbeit aufgegeben, da es

ihm leichter erscheint, sich heute von einer Dirne aushalten zu lassen und morgen aus einer andern trüben Quelle Geld zu fischen. Aus einer Abstrafung macht er sich nicht viel. Im Gegenteil. Je mehr Vorstrafen er hat, desto angesehenere ist er in seinen Kreisen. Er gilt dann als „Graster“, als „G’studierter“. Das „Weisl“, die Ausweisung aus Wien, kann er nicht bekommen, da er Wiener ist, und nur die Stellung unter Polizeiaufsicht, sowie die Internierung im Arbeitshaus können ihn in Schrecken versetzen.

Früher einmal war er auch ein „Scharshandler“, ein Straßenräuber. Seit dem Ausbau der Stadt, seit der Vereinigung der Vororte mit Wien, seit der Vermehrung der Sicherheitswachen hat das „Scharshandeln“ aber fast bis zum gänzlichen Verschwinden abgenommen, und wenn sich hier und da einmal ein räuberischer Überfall heute noch ereignet, so ist der Täter ein Desparado, der Zuflucht im Kerker sucht, und sicherlich keiner von der Pülchergilde.

Man muß weit hinauswandern an die Peripherie der Stadt, um Pülcher zu finden. Dort, wo das Drafsefeld sich weitert, auf dem Schmelzer Exerzierplaz, am Laaerberg, dort sind sie noch zu Hause. Sie hungern hier herum, betteln unter Drohungen Leute an, die sich unvorsichtigerweise hier hinausgewagt haben, verüben kleine Diebstähle, begnügen sich aber meist mit dem wenigen Gelde, das sie von ihren Geliebten, wohlfeilen Vorstadtdirnen, erhalten.

Einmal am Tage statten sie der inneren Stadt einen Besuch ab, machen ihren Korso nach der kaiserlichen Hofburg. Sie gehen mit der Wachablösung, die stets unter Musikbegleitung stattfindet, und während des Marsches kommt es nicht selten zu großen Erzessen der Pülcher, so daß die Polizei Sicherheitsvorkehrungen treffen muß und

die Wache einen Kordon um die Regimentskapelle und um die Militärabteilung zieht.

Der Pülcher ist der „Schropp“, der kleine Kerl, unter den Verbrechern. Meist ein noch junger Mensch, der aber selten Pülcher bleibt, sondern sich später für ein Spezialfach im Verbrechen ausbildet. Nie wählt er aber ein Verbrechen, das viel Raffinement oder Geschicklichkeit erfordert. Der gewesene Pülcher wird weder Hochstapler noch Banknotenfälscher, weder Betrüger noch Defraudant Als Einbrecher, als Gewalttäter, als Totschläger und auch als Mörder kann man ihn in der lokalen Chronik und im Gerichtssaalbericht wiederfinden. Als Pülcher ist er noch Lehrling. Er spricht nicht vollständig „jenisch“, nicht den echten Gaunerndialekt, sondern sein Idiom ist mit Wiener Lokalausdrücken, die auch der Bürger oft gebraucht, vermengt. Wenn seine Lehrlingszeit vorbei ist, wenn er nach einigen kleineren Vorstrafen kein Vergnügen mehr an dem Strotten findet, wenn ihm das wenige Geld, das er erhält, nicht mehr genügt, so wird er zum Verbrecher; meist zu einem ordinären und rohen.

Der Vagabund.

Ein armer Teufel, der in zerlumpten Kleidern durch die Gassen streift, dem jeder ausweicht und der sich scheu verkriecht, wenn der Helm eines Wachmannes aufblickt. Er hat keine Arbeit und keinen Verdienst. Wenn er hier und da einen Handlangerdienst versehen kann, für den er mit wenigen Hellern entlohnt wird, ist er glücklich. Dieses geringe Geld wandert sofort in den Branntweinladen, um in Schnaps umgesetzt zu werden. Der Schnaps ist ihm wichtiger als die Suppe. Wenn der Magen laut knurrend nach Befriedigung verlangt, bittelt

sich der Vagabund „Schrenz“ aus, hier Küchenabfälle, dort Reste von der Mahlzeit, oder er drängt sich mittags mit seinesgleichen an der Klosterpforte, wo er eine warme Rümmelsuppe erhält. Dem Alkohol kann er nicht entsagen, und da ihm meist das Geld fehlt, um sich Bier und Schnaps zu kaufen, wird er zum „Hansltipper“. Er wartet vor den Gasthäusern, bis ein leergetrunkenes Faß auf die Straße gerollt wird. Er stürzt das Faß dann um. Ein kleiner Rest von Bier ist noch drinnen und diesen läßt er in eine mitgebrachte Blechschale, in eine leere Konservenbüchse oder in ein sonstiges improvisiertes Gefäß rinnen, das er seinen „Lagameter“ nennt, und schlürft dann gierig dieses Getränk. Die Nacht verbringt er in Kanälen, im Freien, in einem Wagenschuppen oder in sonst einem Schlupfwinkel. Seine abgerissenen Kleider schlottern ihm am Leibe, er verfällt immer mehr, bis er eines Tages zusammenbricht, in das Spital kommt und dort stirbt, oder bis ihn die Wache festnimmt und er in seine Heimatsgemeinde abgeschoben wird.

Er wird zum Gelegenheitsverbrecher, der sich nur dann an fremdem Gut vergreift, wenn dies ohne Mühe und ohne Gefahr geschehen kann, wenn sich ihm durch Zufall die Gelegenheit zum Diebstahl bietet. Er ist ein Gewalttäter, wenn er von den ausgetrunkenen Bierresten berauscht, seiner Sinne nicht mehr mächtig ist. Zu sonstigen Verbrechen ist er infolge seiner auffallenden Verlumptheit und seiner zunehmenden Apathie nicht geeignet. Er ist ein armer Teufel, der ein schlechteres Leben führt als der Hund, der vor dem Greislerwagen gespannt wird, ein Ausgestoßener, von dem weder die Gesellschaft noch die Verbrecher etwas wissen wollen, ein zu tief Herabgekommener, als daß er sich je wieder aufrichten könnte, ein Elender, für den der Tod Erlösung bedeutet.

Louis und Kompanie.

Es ist kurz nach Mitternacht. Die Ringstraße ist um diese Zeit schon ziemlich verlassen. Der Wiener geht gern zeitig zu Bett, um das leidige Sperrgeld, den Obolus für den Hausbesorger, zu ersparen, oder er sitzt an seinem Stammtisch, oder an dem gewohnten Platz seines Kaffeehauses, denn er ist ein Feind des in Berlin beliebten Straßenbummels. „Urwienerisch dra'h'n“ bezeichnet er dieses zwecklose Spazierengehen höhrend, und er meint damit, daß dies nur Leute machen, die sparen wollen, oder zu wenig Geld haben, um in das Gasthaus zu gehen und doch nicht schon schlafen wollen. Die Elektrische sauft rasch dahin, in ihrer Fahrt nicht mehr behindert durch das andere Fuhrwerk. Hier pendelt einer aus dem Gasthause heim, in langer Schar wandern die Liebesprieesterinnen an ihm vorüber, indem sie versuchen, durch Zwinkern mit den Augen, durch Ansprachen oder selbst durch Indenwegtreten ihn für sich zu gewinnen. Doch er läßt sich nicht halten. Die Mädchen gehen dann zu ihren Geliebten, die auf den Bänken des Rathausparkes sitzend warten. Es sind oft ganz hübsche Jungen, aber herabgekommen durch ihre Lebensweise. „Schon wieder nichts, es ist rein wie verhezt!“ sagt eine kleine Blondine, wohl kaum noch achtzehn Jahre alt, die ihren Eltern entlaufen ist, zu ihrem Verehrer.

„Ich muß aber heute noch Geld haben!“ antwortet dieser grob. „Geh, versteh hier die Zeit nicht!“ Er schlägt sie mit dem Stock über den Rücken, und willenlos, allen Selbstgefühles durch das Schandgewerbe beraubt, eilt das Mädchen wieder der Straße zu, dem Angelplatz für Stundenverehrter.

Aus dem Rathauskeller wankt ein behäbiger Bürger, der den Abend in lustiger Gesellschaft verbracht und seiner

Widerstandskraft dem Weine gegenüber zu viel zugemutet hat, durch den Park der Ringstraße zu, um nach Hause zu gelangen. Es brennt nur mehr die halbe Anzahl der Laternen, aber bei dem trüben Lichte hat ihn der Zuhälter der kleinen Prostituierten schon wahrgenommen. Er ver setzt seinem Genossen, der auf der Bank neben ihm eingeschlafen ist, einen leichten Stoß. „Komm!“ sagt er ihm kurz.

„Was gibt's?“ fragt der andere noch schlaftrunken.

„Einen Choh!“ (Wurzen).

Die beiden haben sich schon verstanden. Sie gehen rasch die Allee entlang der Bedürfnisanstalt zu, die am Ende des Parkes hart an der Ringstraße steht. Unbefangen plaudernd warten sie hier, bis der Bedufelte kommt und in das Pissoir eintritt. Gleich sind die beiden hinter ihm her. Man hört Schimpfen und Schreien, Verlangen und Protestieren.

„Eine solche Zumutung, ein derartiges Verlangen!“ hört man den einen sagen.

„Stellen Sie einen unsittlichen Antrag, wem Sie wollen, aber mir nicht. Sie werden mir das teuer bezahlen. Ich lasse Sie festnehmen!“

Der Dufel des Mannes ist verflogen. „Sind Sie wahnsinnig?“ sagt er zu den beiden jungen Leuten. „Ich hätte von Ihnen etwas Unanständiges verlangt?“

„Beugnen Sie nicht? Dieser mir ganz fremde Herr ist mein Zeuge, welchen schandbaren Antrag Sie mir gestellt haben. Sie sollen dafür bestraft werden. Sie sind wahrscheinlich verheiratet; Ihre Frau, Ihre Kinder sollen davon erfahren!“

Der Mann wird von Angst erfaßt, Schweiß perlt ihm auf der Stirne, er sieht sich der Polizei übergeben, dem Gericht angezeigt, sein Familienglück, sein Geschäft ruiniert. Er hat mit den zwei Burschen nichts gesprochen,

keinem von ihnen jenen Antrag gestellt, dessen sie ihn beschuldigen, aber was nützt ihm das, wenn er zwei Zeugen gegen sich hat? Wird man seinen Unschuldsbeteuerungen glauben? Ein Makel wird doch an ihm haften bleiben. Ohne von den Erpressern dazu aufgefordert zu sein, entschließt er sich selbst, sich loszukaufen. Man handelt und feilscht und wird eins. Mit zehn Kronen — die Erpresser behaupten, daß dieses Geld für die Armen der Stadt bestimmt sei — erklären sie sich einverstanden. Der „Handel“ ist geglückt. Rasch sucht der Mann von dem Orte fortzukommen, an dem ihm so übel mitgespielt wurde, die beiden Erpresser teilen sich in den Raub. Einsam und öde liegt wieder die Ringstraße, der Rathauspark und das dahinter befindliche, sogenannte „tote Viertel“. Nur die Verlorenen wandern Gespenstern gleich dahin, auf Männer harrend, denen sie sich anbieten. Da plötzlich glitzert durch das Gestrüpp des Parkes der Helm eines Wachmannes.

„Jung is!“ (Gefährlich ist es.)

Die Mädchen warnen einander mit diesem Ruf und stieben auseinander, um der Verhaftung zu entgehen. Die beiden Erpresser, „Louis und Kompanie“, sitzen mittlerweile im Kaffeehause, verspielen und vertrinken das Geld, das sie erhalten haben, und warten auf ihre „Alte“ (Geliebte), denen sie sodann den Schandlohn abnehmen.

Allnächtlich werden in der Großstadt derartige Erpressungen verübt, in den seltensten Fällen gelangen sie zur Anzeige, noch seltener werden die Täter erreicht. Treffen diese zufällig einmal auf einen Unglücklichen, den seine Natur oder sein Gelüste dem homosexuellen Verkehr zutreibt, und geht dieser auf den Antrag der Burtschen ein, dann ist er ewigen Erpressungen ausgesetzt, immer wieder wird ihm mit der Anzeige gedroht und immer wieder wird er neue Opfer bringen, um die

Ausführung dieser Drohung hintanzuhalten. Die nächtlichen Verbrechen florieren, die Firma „Louis und Kompanie“ arbeitet ohne viel Risiko mit sicherem Gewinn.

Prostitution und Verbrechen.

Sie wohnen hart aneinander, sind mit einander eng alliiert. Diejenige, die ihren Körper gegen Lohn feilhält, wird ja in keinem anderen Milieu als in dem der Verbrecher gleichwertig aufgenommen. Sie selbst ist oft die Ursache mancher Verbrechen. Sie verleitet direkt oder unbewußt junge Angestellte zum Diebstahl, zum liederlichen Leben, durch sie kommt er in die schlechte Gesellschaft, die ihn schließlich ganz aus der Bahn schleudert. Arme Mädchen verlockt ihr Auftreten, ihre Kleider, ihr scheinbares Wohlleben, die ordentliche Arbeit zu verlassen und sich der Prostitution zuzuwenden. Das junge Laufmädchen, der postenlose Diensthote werden angereizt, sie sehen nur den mühelosen Geldverdienst, den äußeren Schein des flotten Lebens und nicht den tiefen Abgrund, das gräßliche Elend, welches dieses Leben mit sich bringt. Wie ein Magnet zieht eine Gefallene oft viele andere in Schmach und Schande hinab.

Der Zuhälter der Prostituierten schreckt natürlich auch vor verbrecherischem Gelderwerb nicht zurück. Dann ist sie seine Komplizin, seine Helferin. Mit dem Gefühle der Ehre verliert sie meist auch das Bewußtsein des Rechtes. Ausgeliefert der Willkür eines jeden Wachmannes auf der Straße, der Laune eines Betrunkenen, deren Sinneslust aufgestachelt ist, hat sie kein Interesse mehr an den Sitten und Gesetzen der Gesellschaft, die sie verstoßen hat. Ihre Wohnungsgeberin, ihre Kupplerin macht mit dem Körper des Mädchens Geschäfte, hängt

ihr die wertlosesten Gegenstände, abgelegte Kleidungsstücke, mit Imitationsspitzen besetzte Dessous für teures Geld an. Der Defraudant, welcher mit dem unterschlagenen Gelde nach Wien kommt, sucht in dem Orange nach Genuß die Dirne auf. Der Mann ist ihr verdächtig. Sie weiß, daß das Geld, mit welchem er den Champagner und ihren abgebrauchten Leib bezahlt, gestohlen ist. Sie wird sich aber zumeist wohl hüten, sogleich die Polizei zu verständigen. Das wäre doch eine Schädigung ihrer Interessen. Zuerst sucht sie dem Manne soviel abzunehmen, wie nur irgendwie möglich und dann, wenn er sich, vielleicht ihrer überdrüssig, abwendet, liefert sie ihn erst der Behörde aus.

In ihren eleganteren und darum auch kostspieligeren Typen kann sie den Ruin von Existenzen verursachen, das Glück von Familien zerstören; sie, die Verfemte, die Ausgestoßene, von den polizeilichen Organen gehezte, von ihrem Zuhälter, von der Kupplerin und von den Männern Mißbrauchte, terrorisiert die Gesellschaft.

Verbrecherinnen ärgster Art sind die Kupplerinnen, die ihre geheimen Salons nur den gut Zahlenden öffnen; sie verleiten unschuldige Mädchen, fast Kinder noch, verlocken unter glänzenden Versprechungen die Frauen kleiner Beamten zur Untreue. Stets auf der Suche nach frischer Ware für ihre Boudoirs halten sie ein Heer von Agenten, welche die weibliche Beute der Sünde zutreiben. Die Polizei entwickelt eine rege Tätigkeit, um dem Verbrechen zu steuern, aber leider macht der Beamte vor der Samtportiere halt, hinter welcher eben ein hoher Herr verschwunden ist, der ebenfalls zu den Gästen des geheimen Freudenhauses gehört. Ganz Wien kennt die „Salons“ der Kupplerinnen Sachs, Felix und Weiß usw., aber die Polizei will sich hier zu keiner Aktion entschließen. Diesen „Salons“ gegenüber, die sich des

Besuches hochgestellter Persönlichkeiten erfreuen, ist die Polizei machtlos, gegen diese Kupplerinnen getraut sich die Behörde nicht einzuschreiten und gerade in derartigen Freudenhäusern werden die größten Verbrechen verübt. So zählt zu den Stammgästen einer Kuppellei ein Graf, der nur unberührte Mädchen verlangt und für die Befriedigung seiner Lust 1200 Kronen der Kupplerin bezahlt. Das Mädchen allein genügt aber dem Wüstling nicht und er bezahlt 2000 Kronen, wenn die Mutter des Kindes bei dem Mißbrauch der Tochter zugegen ist! Und es finden sich — entsetzlicher Gedanke — genug Mütter, die bereit sind, den Wunsch des Herrn Grafen zu willfahren!

Eng verbunden mit dieser Art von Verbrechen sind auch die Mädchenhändler. Es sind dies ganze Kompagniefirmen, den Kommanditgesellschaften ähnlich gegliedert, mit einem Direktor an der Spitze und zahlreichen Lieferanten, Expeditoren und Agenten. Sie locken die Mädchen unter glänzenden Versprechungen fort, stellen ihnen Posten als Gouvernanten, Kassierinnen, Tänzerinnen usw., in Aussicht, und einmal im Auslande ist das Opfer ganz seinem Verführer verfallen.

Auf zahlreichen Kongressen ist das Treiben der Mädchenhändler schon zur Sprache gebracht worden und der einzige Erfolg dieser Kongresse war bisher das Aneinanderschließen der internationalen Polizeibehörden bei der gemeinsamen Verfolgung dieser Verbrechen. Die Mädchenhändler scheiden sich in zwei Arten; die Lieferanten an Ort und Stelle und die Transithändler. Der Lieferant an Ort und Stelle wieder agentiert für öffentliche Häuser oder für geheime Lasterhöhlen.

Der Transithändler, der sein Opfer aus der Heimat verlockt, es der Schande zuführt und dann in irgend einem amerikanischen Freudenhaus, in einem Tanzlokal

auf dem Balkan elend verkommen läßt, ist der gefährlichere Verbrecher. Lazar Schwarz, Schulien Nyler, Zwipoff, die Brüder Holzer, Meyerowicz und Laura Hildner sind die bekanntesten der internationalen Mädchenhändler, welche von den Polizeibehörden aller mitteleuropäischen Staaten steckbrieflich verfolgt werden.

Im Jahre 1898 wurde durch die Vorsicht eines Beamten der Pariser Polizeipräfektur eine große Anzahl von Mädchen vor dem traurigen Schicksal bewahrt, als weiße Sklavinnen verschachert zu werden. Im Hotel Orient in Paris waren in diesem Jahre zwei Leute abgestiegen, die sich Singspielhallendirektor Hayum aus Rio de Janeiro und Variétéagent Beaucourt nannten. Wenige Tage nachher wurden in Paris auffallende Plakate affichiert, mit denen Tänzerinnen, die ein Engagement suchten, aufgefordert wurden, sich im „Hotel Orient“ zu melden. Zahlreiche Mädchen kamen, die schönsten wurden akzeptiert, erhielten gleich ihren Kontrakt und die erste Monatsgage als Vorschuß. Die Tänzerinnen verlangten sodann von der Polizeipräfektur Reisepässe für Brasilien. Dem Polizeibeamten fiel es auf, daß soviele Pariserinnen nach Rio de Janeiro auswandern wollten. Er ging der Sache nach und erfuhr von Hayum und seinem Agenten. Durch eine telegraphische Anfrage beim französischen Konsul in Rio de Janeiro wurde festgestellt, daß Hayum kein Singspielhallendirektor, sondern Bordellbesitzer und daß Beaucourt sein Schwager und Geschäftsführer war. Die beiden wurden verhaftet und zu längeren Strafen verurteilt und die Mädchen wurden durch diese Maßregel vor einem elenden Lose bewahrt.

Diebe.

Kleine Diebe und Betrüger.

Neben den großen Einbrechern, den berühmten Taschendieben laufen die kleineren Spezialitäten des Diebstahles einher, nicht minder geschickt und verschlagen als jene. Ein gerne angewandter Trick des Dachbodendiebes ist es zum Beispiel, das geraubte Gut in irgend ein Tuch einzuschlagen, das er ebenfalls auf dem Dachboden gefunden hat und mit seiner Beute rücklings über die Hausstiege hinunter zu gehen. Kommt ihm jemand entgegen, so steigt er gleich wieder die Stiege hinauf, läutet an irgend einer Thür und fragt nach einem Herrn Mayer, dem er dieses Paket überbringen will. Da er eine negative Auskunft erhält, entschuldigt er sich und verläßt das Haus mit dem Bemerkten, daß ihm eine falsche Adresse angegeben worden sein müsse. Der Fahrraddieb, der Rockdieb zur Winterszeit, die Ohrringdiebin, welche Kinder an sich lockt, dieselben mit fingierten Bestellungen in ein Haus schickt und sich angeblich zum Pfand die Ohrringe der Kinder oder Pakete, welche sie tragen, geben läßt und damit verschwindet; der Bettler, welcher auch „Stiegenläufer“ oder „Schnallendrucker“ heißt und Diebstähle verübt, wenn er in ein Vorzimmer gelangen kann; der Dieb, der von den Frachtwagen Kollis stiehlt; der „Fecher“, welcher Effekten von Geschäftsauslagen entwendet;

der „Leichensfledderer“, der nur solche Personen bestiehlt, welche zur Sommerszeit infolge der Hitze oder infolge Trunkenheit im Freien eingeschlafen sind, bilden oft vorkommende Spezialitäten. In vielen Fällen sind diese Personen gar keine zünftigen Verbrecher, sondern nur Gelegenheitsdiebe.

Eine andere Art ist auch der Ringwerfer. Er legt auf der Straße einen wertlosen Ring aus schlechtem Metall nieder und wartet dann versteckt, bis einer der Passanten den Ring aufhebt. Dann stürzt er vor und macht sein Recht auf den halben Finderlohn geltend, da er den Ring soeben auch bemerkt habe. Er sagt, daß das Schmuckstück sehr wertvoll sei und der Finderlohn mindestens fünfzig Kronen betrage. Wohl, erklärt er gleich weiter, sei es ihm zuwider, zur Polizei laufen zu müssen und er würde sich mit einem Anteil von zehn Kronen gerne begnügen. Der Finder läßt sich überreden. Er glaubt ein gutes Geschäft gemacht zu haben, denkt auch vielleicht daran, daß er den Fund verheimlichen, den Ring für sich behalten könne und zahlt das Geld. Erst später bei der Polizei oder beim Schätzmeister erfährt er, daß der Ring wertlos ist, daß er das Opfer eines Schwindlers war.

Die diebische Mieterin.

„Kabinett zu vermieten!“

Ein kleiner Zettel, der beim Haustor an die Türschnalle oder an einen Nagel aufgehängt wird, der im Winde flattert, so daß er oft umgekehrt wird und die unbeschriebene Seite der Straße zugewendet ist, den der übermütige Gassenjunge herunterreißt und in den Kot wirft, und an den die Vermieterin doch so viele Hoffnungen knüpft. Nicht nur in den Bezirken an der Peripherie

der Stadt, nicht nur in Favoriten und in Meidling, in der Brigittenau und in Fünfhaus, wo die armen Leute in ihren Kasernen wohnen, wo das Elend oft in Kellerlöchern und Bodenkammern zusammengepfercht ist, sondern auch im Studentenquartier in der Josefstadt, in allen anderen Bezirken und selbst in den vornehmen palaisartigen Gebäuden der Altstadt, im ersten Bezirke, sind Kabinette zu vermieten. Nicht die arme Näherin allein, nicht nur die abgeplagte Arbeitersfrau, auch die Offizierswitwe und die Kaufmannsgattin vermieten Betten oder Teile ihrer Wohnungen. Die schlechten Erwerbsverhältnisse, der teure Mietzins, die Verteuerung der Lebensmittel, zwingen viele Familien dazu, Zimmer zu vermieten, um dadurch einen Teil des Zinsgeldes hereinzubringen. Es ist keine Unnehmlichkeit, einen Fremden in seiner Wohnung, gewissermaßen in seiner Familie aufnehmen zu müssen; einen Menschen, den man nicht kennt, von dem man nicht weiß, ob er ehrlich ist.

Der Verbrecher kennt gar wohl seine Stadt und die Bewohner derselben, er ist mit deren Sitten wohlvertraut und weiß, daß sich die Vermieterin nicht lange überlegen wird, ihn zu akzeptieren. Je nach dem Bezirke, nach dem Milieu, in welchem sich die Vermieterin befindet, wird der diebische Mieter seinen Plan zur Ausführung bringen. In den Bezirken, die von der ärmeren Bevölkerung bewohnt sind, tritt er als Arbeiter, als Tagelöhner auf, das Mädchen gibt sich für eine stellenlose Gouvernante, für eine Kassierin aus. Im Studentenviertel wird der diebische Mieter als Student auftreten und in der inneren Stadt muß er vornehm gekleidet sein, sich als Buchhalter, als Arzt präsentieren, wenn er seinen Zweck erreichen, wenn er Erfolg haben will.

Meist sind es ärmere Leute, welche den diebischen Mietern zum Opfer fallen. Der frühere Mieter des Ra-

binetts ist im Spital gestorben. Er hat kaum so viel zurückgelassen, um die Verpflegsspesen im Krankenhause, die Kosten der Beerdigung zu decken, und die Wohnungseigentümerin hat den zweimonatlichen Mietzins verloren. Das ist eine bedenkliche Lücke in dem kleinen Haushaltungsbudget und sie wird immer bedenklicher, da schon Wochen hindurch das Kabinett frei gestanden ist, da sich kein neuer Mieter finden will. Die wenigen Kronen monatlich fehlen der Frau. Am Ersten kann sie schon nicht den ganzen Zins bezahlen, sie mußte den Hausherrn um Nachsicht bitten. Sie muß sparen, um den Ausfall zu decken. Fleisch kommt nur Sonntags auf den Tisch, da die arme Frau fürchtet, daß der Rückstand beim Fleischhauer ein zu großer, für sie unerschwinglicher werde. Ihre einzige Hoffnung setzt sie auf das Zettelchen, das beim Haustor hängt: „Kabinett zu vermieten.“

Endlich nach wochenlangem Harren kommt eine Mieterin. Ein Mädchen, halbwegs gut gekleidet, mit ganz nettem Aussehen. Sie besichtigt das Kabinett, es gefällt ganz gut, bezüglich des Mietpreises entstehen keine Differenzen. Die neue Mieterin stellt sich als Gouvernante vor, sie ist vor kurzer Zeit erst aus einer anderen Stadt hier eingetroffen und sucht einen Posten. Ihr Koffer mit den Kleidern wird erst in einigen Tagen nachkommen und ebenso ihr Geld, das sie vorsichtshalber im Koffer verwahrt hat. Dann werde sie sofort den Zins für einen Monat im voraus entrichten. In ihrer Freude darüber, daß das Kabinett vermietet wurde, daß nunmehr doch ein Teil der Sorge wenigstens behoben sei, fragt die Wohnungseigentümerin nicht nach Dokumenten, die Mieterin nennt irgend einen Namen, mit dem Ausfüllen des Meldezettels beeilt sich das Publikum nicht so sehr. Die Frau verköstigt die neue Mieterin, erwartet sie doch mit Sicherheit das Einlangen des Koffers und des Geldes.

Zwei, drei Tage sind so verstrichen. Die Frau ist zur Wäsche gegangen, oder sie ist auf dem Markt, um etwas einzukaufen. In ihrer Vertrauenseligkeit hat sie die Mieterin allein in der Wohnung zurückgelassen. Diese hat nun auf einen solchen Augenblick gewartet. Sie bricht die Kästen auf, sie rafft alles zusammen, was ihr nur halbwegs wertvoll erscheint, schnürt das Ganze zu einem Bündel, huscht über die Stiegen zum Hause, in das Labyrinth der Großstadt hinaus. Der „Murer“, das gestohlene Gut, wird beim bekannten Hehler sofort „verpaßt“, verkauft, und die diebische Einmieterin hat wieder für einige Zeit zum Leben.

Die arme Frau kehrt dann heim, sie sieht die Verwüstung, die angerichtet worden ist, sie findet ihre Mieterin nicht, ein furchtbarer Verdacht dämmert ihr auf. Die, von der sie das Heil, die Rettung aus ihrer Not erwartet hat, sie hat sie vollständig ruiniert, an den Bettelstab gebracht. Die Bestohlene eilt zur Polizei, sie erstattet die Anzeige, sie gibt ein Verzeichnis der gestohlenen Gegenstände an. Diese sind aber mittlerweile schon veräußert. Entweder hat sie ein ehrlicher Trödler gekauft, der sich dann meldet, die Effekten aber auch nur zurückgibt, wenn er das hiefür ausgelegte Geld erhält, oder die gestohlenen Gegenstände sind beim Hehler und der hat selbst das größte Interesse daran, sich nicht zu veraten.

Die Verfolgung der Diebin wird eingeleitet, das heißt, man nimmt mit der Anzeigerin ein Protokoll auf und dieses verstaubt dann im Aktenfaszikel, eine Bemerkung darüber kommt in den nur für polizeilichen Gebrauch bestimmten Polizeianzeiger, den auch selbst die Polizeibeamten nicht immer lesen, die Diebin, die einen falschen Namen angegeben hat, wird nie mehr eruiert. Ist der Polizeibeamte besonders eifrig, so legt er der An-

zeigerin die Photographien jener diebischen Einmieterinnen vor, die in den letzten Jahren bestraft und deren Bilder im Verbrecheralbum gesammelt wurden. Agnosziert die Beschädigte in einem dieser Bilder die Diebin, so weiß man wenigstens wer sie ist, aber damit hat man sie noch lange nicht.

Sie ist in der Millionenstadt untergegangen, sie hat mittlerweile schon neue Diebstähle verübt. Die Stadt ist groß, ja jeder Bezirk bildet eine Stadt für sich, in jeder Gasse, beinahe an jedem Hause hängt ein Zettel: „Kabinett zu vermieten.“ Jahre hindurch verüben die diebischen Einmieterinnen ihre nicht sehr schwierigen und gefährlichen Verbrechen, um die armen, von ihnen an den Bettelstab gebrachten Opfer kümmert sich niemand.

Franziska Klein, die Mörderin des Wiener Hausbesizers und Armenrates Johann Sykora, war eine dieser diebischen Einmieterinnen. Unter den Namen Franziska Braun, Jiona Horvath usw., unter denen sie wegen derartiger Diebstähle schon vorgestraft war, hat sie niemand in der Öffentlichkeit gekannt. Nicht einmal den Beamten der Kriminalpolizei war dieser Name geläufig. Jahre hindurch lebte sie teils als Dirne, teils als diebische Einmieterin, und erst das Verbrechen an dem alten Sykora, die Zerstückelung der Leiche, das Verbergen derselben in einem Sacke, die Flucht nach Paris und die dort erfolgte Verhaftung haben den Namen Franziska Klein allgemein bekannt gemacht und das Augenmerk auf ihr Vorleben, auf ihre früheren Verbrechen gelenkt. Als diebische Mieterin hat sie ihre Verbrecherkarriere begonnen, als routinierte Dirne fortgesetzt, bei dem Verbrechen des Heiratschwindels hat sie kurze Station gemacht und als Raubmörderin geendet.

Der Kaudemhalschener.

Es ist eine ganz spezielle Diebsart. Am frühen Morgen schon macht er sein Geschäft, bei Tage lebt er bürgerlich und brav. Er ist dann ein ehrfamer Gewerbetreibender, ein kleiner Beamter, Privatier oder dergleichen. Der frühe Morgen ist für ihn die günstigste Zeit. Der Hausbesorger hat das Tor zeitig geöffnet, um den Bäcker, den Milchlieferanten, den Zeitungsausträger einzulassen, und dann hat er sich wieder ins Bett gelegt, um einen kleinen Nachschlaf zu halten. Das offene Haus ist unbewacht, und diese Zeit benutzt der Kaudemhalschener, der auch Zephyrgänger genannt wird.

Die Dienstmädchen sind noch schlaftrunken. Sie hängen die Kleider, die sie putzen sollen, auf den Gang hinaus, sie stellen sich hier die Schuhe bereit, um sie zu reinigen. Sie gehen dann nochmals in die Wohnung zurück, um das Putzzeug zu holen, um Vorbereitungen für das Frühstück zu treffen. Diesen Augenblick wartet der Kaudemhalschener ab. Er entwendet alles, was ihm in die Hände fällt, und flüchtet mit seiner Beute.

Noch gefährlicher ist sein Treiben in Hotels und Gasthöfen, in denen er sich in die Zimmer einschleicht. Neben dem Bett des Schlafenden verübt er sein Verbrechen. Er klopft leise an die Zimmertür und öffnet, wenn er keine Antwort hört. Mit einem leisen „Guten Morgen“ betritt er das Zimmer. Der Reisende, der in seiner Schlaftrunkenheit, in dem dunklen Zimmer vielleicht für einen Augenblick erwacht, ist der Meinung, daß jemand vom Hotelpersonal gekommen sei, um die Kleider zu reinigen, und wird, dem frühen Besuche gar keine Beachtung schenkend, gleich wieder einschlafen. Der Dieb nimmt Wertsachen, Bargeld an sich und, nach rückwärts schreitend, verläßt er wieder das Zimmer, wieder „Guten

Morgen“ sagend, wenn er die Thür leise öffnet, da er durch das Anarren den Schlafenden zu erwecken fürchtet.

Erwacht der Reisende tatsächlich und fragt den Fremden nach seinem Begehr, so wird sich dieser als Friseur, Frotteur und dergleichen ausgeben und sagen, daß ihn der Portier gesendet habe. Erwidert der Passagier, daß er niemand bestellt habe, so entschuldigt er seinen Irrtum, der Portier müsse ihm eine falsche Zimmernummer gegeben haben, und entfernt sich gleich darauf. Er läuft nicht große Gefahr, ertappt zu werden. Vielfach werden derartige Verbrechen auch von Mädchen und Frauen verübt, denen bei einer eventuellen Überraschung, beim Erwachen des im Zimmer Schlafenden, noch das sexuelle Moment zugute kommt.

Der Schottenfeller.

Diese Spezialität von Dieben hat ihr eigenes Konto in der Kalkulation der Warenhäuser. Außer den Auslagen für Mietzins, Steuer, Beleuchtung, Personal, Reisende usw. muß der Kaufmann noch in seinem Ausgabenetat einen eigenen Posten für die Ladendiebe eröffnen. Das Warenlager eines Großhandlungshauses ist im Detail gar nicht zu überprüfen, und außer den Diebstählen, welche sich unter den Hunderten von Bediensteten wohl der eine und der andere hier und da zuschulden kommen läßt, ist das Großhandlungshaus auch noch den Raubzügen der „Schottenfeller“ ausgesetzt, einer gefährlichen Diebsart, welche während des Befehens der Waren diese vor den Augen des Verkäufers verschwinden lassen. Die Kaufleute wissen von diesen Diebstählen genug Leidensgeschichten zu erzählen und versuchen sich vor dem Schottenfeller zu schützen. Durch einen Zuruf, welcher

den anderen im Geschäfte anwesenden Kunden unauffällig scheint, wie zum Beispiel „A. D.“ (Aussicht, Dieb) warnen sich die Verkäufer, und die Kassa zwischen dem Verkaufspult und der Ausgangstür hat keinen anderen Zweck, als der Kassierin die Möglichkeit zu geben, die bei den Verkaufspulten stehenden Kunden zu überwachen. Tatsächlich fühlt sich der Schottenfeller dadurch in seiner Arbeit so behindert, daß die Ladendiebstähle in Geschäften, die eine derartige Sitzkassa errichtet haben, stark vermindert sind.

Wer Gelegenheit hat, viel in derartigen großen Geschäften zu verkehren, das Publikum zu beobachten, dessen Blick wird sich für gewisse Eigenarten der Kunden bald schärfen. Trotzdem wird er bei aller Übung ebensowenig wie der Verkäufer selbst den unverdächtigen Kunden auf den ersten Blick vom Ladendieb unterscheiden können. In dem Gedränge wird ihm eine schlichte Bürgersfrau, eine junge Köchin, eine Gouvernante wenig auffallen. Der Schottenfeller verübt auch selten den Diebstahl allein. Er betritt den Laden, sieht unverdächtig und ehrbar aus. Aus der Tasche zieht er eine lange Liste; Kommissionen, mit denen ihn seine Frau beauftragt hat, als er nach Wien fuhr. So sagt er wenigstens zu dem Verkäufer und imitiert dabei die dumme verschmizte Miene des Landbewohners. Die von ihm verlangten Stoffe müssen ein ganz bestimmtes Muster haben, er läßt sich dies und jenes vorlegen, besichtigt alles genau, verlangt anderes, jagt den Kommiss von einer Ecke in die andere, bald hat er noch oben etwas entdeckt, was ihm gefallen würde, bald sieht er ganz unten im Regal einen Seidenrest, der dem von ihm verlangten Muster ähnelt. Er wird trachten auf dem Verkaufspulte Unordnung zu erzeugen, der Kommiss wird selbst nicht mehr wissen, was er herausgelegt hat, und nicht rasch kontrollieren können ob

das eine oder das andere Stück fehlt. Während der Dieb noch wählt, kommt seine Komplizin oder mehrere seiner Gehilfen, auch diese verlangen verschiedenes zur Auswahl. Der Verkäufer verliert den Kopf, er weiß nicht, wen er zuerst bedienen, welches verlangte Warenstück er zuerst dem Käufer reichen soll.

Diesen Augenblick benutzt der Ladendieb. Er wird selten den Gegenstand, den er stehlen will, mit der Hand vom Verkaufspulte wegnehmen. Wie durch ein unbeabsichtigtes Anstoßen mit dem Arm bringt er den auf der glatten, polierten Fläche des Verkaufspultes zum Gleiten und läßt ihn dann mit einem langgeübten Jongleurkunststück in seine Diebstaschen verschwinden. Diese Diebstaschen sind an der Innenseite der Überrocke zwischen Stoff und Futter angebracht und werden „Gohlen“ oder „Führen“ genannt. Zunächst trägt der Schottenfeller einen mit Haken versehenen Gurt um den Leib, auf welchen er die Innenseite des Überrockes einhängt, um ein auffälliges Abwärtsziehen des Rockes infolge der oft schweren Lasten zu verhindern. Frauen benutzen als Diebsäcke oft zwei unten zusammengenähte Überrocke, deren Öffnung mit dem Schliß des Oberkleides kommuniziert. Hat der Schottenfeller den einen oder den anderen Gegenstand in seinem Diebsack verschwinden lassen, so wird er dann mit der Wahl der Gegenstände, die er kaufen will, bald fertig sein. Nur selten verläßt er den Laden wieder, ohne etwas gekauft zu haben, weil er sich dadurch verdächtig machen würde. Er nimmt einige Kleinigkeiten, die er sofort bar bezahlt, verspricht ein anderesmal wiederzukommen, wenn kein solches Gedränge sein wird und entfernt sich. Seine Komplizen, die nun ihren Zweck erfüllt haben, in dem sie die „Vertusser“, die Ablenker spielten, finden natürlich keinen Gefallen an den ihnen vorgelegten Waren und entfernen

sich bald, ohne etwas gekauft zu haben. Erst später beim Einräumen der Waren, vielleicht erst bei der Abrechnung am Abend wird der Diebstahl bemerkt. Die gestohlene Ware ist mittlerweile schon längst verkauft, der Kaufmann erstattet zumeist gar keine Anzeige. Wen könnte er unter den vielen Hunderten, die tagsüber im Geschäft waren auch verdächtigen.

Als Gohlen, Verstecke für die gestohlenen Waren, werden die verschiedenartigsten Gegenstände gewählt.

Die elegante Dame läßt gestohlene Spizen in ihren halboffenen Schirm verschwinden; die Köchin versteckt einen entwendeten Seidenrest in ihren Einkaufskorb, der einen doppelten Boden hat; die Gouvernante verbirgt einen Ring in ihrem Muff; der gewandte Dieb versteckt einen gestohlenen Schmuckgegenstand zwischen zwei enganeinander geschmiegtten Fingern so geschickt, daß man ihn dort nicht entdecken kann. Der Mund, die Ohrmuschel, die Haare und die Nasenhöhle, ja selbst die Fingernägel dienen als Gohlen. Frauen klemmen auch gestohlene Gegenstände zwischen die Beine und trotz dieses Hindernisses können sie dann mit großer Geschicklichkeit streckenweit rasch gehen, sogar laufen. Diesen Diebinnen wird ein besonderer Name beigelegt, sie heißen „Rachwener“.

Die „Feger“, gehören zwar nicht zu den Schottenfellern, sie sollen aber gleich hier erwähnt werden, weil sie ebenfalls Diebstähle in Geschäftslokalen verüben. Sie stehlen die in den Auslagen befindlichen oder an den Geschäftsportalen aufgehängten Waren.

Der Straßenauflauf.

Das Gemälde eines bekannten Wiener Malers stellt eine größere Ansammlung von Menschen dar, welche von der

Straße zum Fenster des ersten Stockwerkes emporblicken und mit großem Interesse die Bemühungen eines Stubenmädchens verfolgen, das mit einem Besen den seinem Käfig entflohenen Kanarienvogel wieder einfangen will. „Was ist denn geschehen?“ hat der Maler humoristisch dieses Bild benannt. Das gewiß bedeutungslose Ereignis kann bei der charakteristischen Neugierde der Wiener eine derartige Ansammlung zur Folge haben, daß eine Verkehrsstöckung eintritt und die Polizei intervenieren muß.

Wo ein großer Andrang herrscht, wo sich die Menschen erregt oder neugierig aneinanderpressen und der einzelne auf die Berührung eines Fremden nicht mehr so achtet, da findet der Taschendieb ein ergiebiges Feld. Seit jeher galt unter den ungarischen Taschendieben, welche den ständigen Aufenthalt in Wien wegen der Polizei fürchten, der Satz: „Wenn eine schöne Generalsleiche ist, kann man leicht stehlen!“ Die Bestattung eines höheren Offiziers mit militärischem Gepränge bietet eben auch Anlaß für die Ansammlungen Neugieriger. Jeden Tag hat aber der Taschendieb nicht seine „schöne Generalsleiche“ und da trachtet er eben die Menschenansammlung künstlich herbeizuführen. Durch eine andere Handlung soll sein Vorgehen bemäntelt, die Aufmerksamkeit von ihm abgelenkt werden. Er sucht einen „Vertuß“, eine Ablenkung herbeizuführen, ebenso wie es der im Geschäft erscheinende Komplize des Schottenfellers macht.

Eine Ursache für den Auflauf ist alsbald gefunden. Die Komplizin des Diebes simuliert eine Ohnmacht und fällt auf der Straße zusammen, oder ein Kind, daß von dem Diebe dazu abgerichtet ist, weint laut. Es bilden sich Ansammlungen um das schluchzende Kind, man fragt es, was ihm geschehen sei und nach längerer Zeit erst, nachdem der Knabe seine tränenfeuchten Wangen getrocknet, erzählt er, daß er eine Krone verloren habe,

für die er seiner Mutter eine Arznei aus der Apotheke holen sollte. Er getraute sich jetzt gar nicht nach Hause. Mildtätig ist der Wiener ja meist, wenn er es leicht sein kann und eine Kollekte unter den Ungesammelten ergibt bald ein Mehrfaches der angeblich verlorenen Krone.

Den Andrang hat aber der Taschendieb ausgenützt, um seine Diebstähle zu verüben. Mit gut einstudierten Griffen zieht er Uhren, Brieftaschen und Börsen aus den Taschen seiner Nebenmänner. Wenn sich der Auslauf dann gelöst hat und die Bestohlenen viel später erst den Schaden merken, ist der Taschendieb längst in Sicherheit. Niemand hat ihn bei Verübung der Tat gesehen, niemand beargwöhnt ihn.

Die Ohnmächtige erwacht bald aus ihrer fingierten Bewußtlosigkeit, das weinende Kind entfernt sich rasch, der Komplize, welcher epileptische Anfälle simuliert hat, wird plötzlich wieder gesund, der Betrunkene, der mit seinen Kapriolen die Menge anlockte, verschwindet. Die Straße, in der soeben der berufsmäßige Taschendieb mit seinen Helfern gearbeitet hat, bekommt wieder ihr gewöhnliches Aussehen und die Polizei, welcher dann die Anzeigen über diese Taschendiebstähle zukommen, kann nichts machen, als ein Aviso an die Wachposten und Detektives ergehen zu lassen, das Publikum zu warnen und es dem Detektive Zufall zu überlassen, ob der Dieb verhaftet wird oder nicht.

Der Silberer.

Wie jedes andere Verbrechen hat auch der Taschendiebstahl seine ausgebildete Technik, die sich auf alte Traditionen stützt. Die Handgriffe sind wohl mit den Jahren geschickter und feiner geworden, die Ausführung

aber bleibt, der Einfachheit der Mittel entsprechend, die fast nur aus den Fingern selbst bestehen, mehr oder weniger auf derselben Stufe, auf der sie von alters her gewesen ist. Die berufsmäßigen Taschendiebe, die in Wien arbeiten, sind merkwürdigerweise zumeist Ungarn, die längere oder kürzere Reisen nach Wien unternehmen. Selten arbeiten sie allein, meist haben sie einen Genossen mit sich, der ihnen die „Mauer“ besorgt. Die Aufgabe der „Mauer“ besteht darin, die Aufmerksamkeit des Opfers oder der Leute in der Umgebung von dem Diebe und dessen Manipulationen abzulenken und sich so zu postieren, daß der „Sliberer“ und seine Bewegungen möglichst gedeckt sind.

Hat die „Mauer“ ihren Posten bezogen, so beginnt die Arbeit des Diebes. Er hat sich schon durch einen Blick überzeugt, wo das Opfer seine Brieftasche, seine Geldbörse oder seine Uhr verwahrt hat. Dann macht er die „Schere“, das heißt, er streckt Zeigefinger und Mittelfinger etwas voneinander gestreckt aus, schließt die übrigen Finger an die Handfläche an und fährt mit den beiden ausgestreckten Fingern vorsichtig in die Rocktasche seines Opfers. Dabei muß der Handrücken dem Körper des zu Bestehlenden zugewendet sein und die Tasche vom Körper des Mannes vorsichtig ferne halten, um jede Berührung zu vermeiden. Langsam gleiten die Finger immer tiefer, bis ihre äußersten Spitzen die Brieftasche oder Börse erfassen können. Die Finger werden zusammengeklammt und mit der dazwischen gehaltenen Brieftasche langsam wieder herausgezogen.

Ist diese Arbeit geschehen, so kommt der weitere Trick, das „Zuplanten“ oder Zuschieben des gestohlenen Gegenstandes an den Komplizen. Selten wird der Dieb selbst die Brieftasche oder die Geldbörse behalten. Er kann beobachtet worden sein, er kann

verhaftet werden, und wenn man die Briefftasche bei ihm findet, ist damit auch sein Urtheil besiegelt. Sehr rasch, sofort nach der Tat, trachtet er daher, sich des „Murers“ zu entledigen. Er steckt die Briefftasche seinem Komplizen zu oder er läßt sie vorsichtig zur Erde gleiten und der andere hebt sie rasch auf. Oft sind Frauen die Komplizen des Diebes. Diese tragen Halbschuhe, aus denen sie leicht herauschlüpfen können, die Strümpfe sind unten durchgeschnitten, so daß die nackten Zehen operieren können. Mit ihren wie Finger gelenkig greifenden Zehen heben die Helferinnen des Diebes die Briefftaschen vom Erdboden auf und durch eine leichte Krümmung des Fußes bringen sie die gestohlenen Gegenstände in Taschen, die sich an der Innenseite ihrer Röcke, möglichst weit unten, befinden. In einem Augenblick ist dies alles besorgt, die Genossin des Diebes schlüpft wieder in ihren Schuh und die Briefftasche ist verschwunden. Auf dieselbe Art wie der „Sliberer“ Briefftaschen „pukt“ (stiehlt), entwendet er auch Uhren, nur muß er dann zuerst die durch ein Knopfloch der Weste durchgezogene Uhrkette, den „Strang“, mit einer kleinen, aber starken Kneipzange durchzwicken.

Kann sich der Taschendieb nicht leicht dem ausersehenen Opfer nähern, so wird er etwa auf den Betreffenden zutreten, ihn um Feuer für seine Zigarre bitten, auf irgend etwas aufmerksam machen und diesen kurzen Augenblick mit der Gewandtheit eines Taschenspielers zur Verübung des Diebstahls benützen. Was von diesen fingerfertigen Gaunern im Verlauf eines Jahres gestohlen wird, davon macht sich der Laie keine rechte Vorstellung. Tausende von Gulden beträgt der Wert der Dinge, die alljährlich auf diese Weise in unrechtmäßigen Besitz kommen. Es ist dabei ungemein schwer, den Taschendieb, der stets sehr geschickt arbeitet, dabei zu beobachten,

ihn festzunehmen und der Täterschaft zu überweisen. Unter den Polizeiagenten gibt es eine Spezialgruppe, die Brigade der Diebsfänger, die stets auf Beobachtung sind, durch die Gassen patrouillieren, sich überall dort aufhalten, wo größerer Andrang herrscht, in den Foyers der Theater, bei den Haltestellen der Straßenbahn usw. Taschendiebe üben ihren Beruf oft lange aus, ohne eruiert zu werden. Sie gehen auf den Diebstahl aus, wie der Kaufmann in seinen Laden, wie der Beamte in sein Bureau geht. Für sie ist es ein Geschäft, von dessen Ertrag sie sich und die Ihren ernähren.

Der Waggondieb.

Im Vestibül des Westbahnhofes herrscht reges Leben. In nervöser Hast, wie es das Bahngetriebe mit sich bringt, eilen die Passagiere durcheinander, stellen sich bei der Billettkassa an, um hier ihre Fahrkarten zu lösen. Hinter der älteren Frau, welche — wie fast alle Damen — nicht alles in dem großen Reisekorb untergebracht hat und die sich zwischen ihren Hutschachteln, Retikules, Paketen und Plaidsock gar nicht mehr auskennt, nicht mehr weiß, wie viel ihrer kleinen Reisegepäckstücke sie eigentlich mit hat, stellt sich ein elegant gekleideter Herr an. Dabei schaut er spähend um sich, wenn die vor oder hinter ihm Stehenden die Briestaschen herausnehmen, um das Geld für die Fahrkarten vorzubereiten. Mit geübtem Blick sieht er, ob die Briestaste des einen wohlgefüllt ist, in welcher Tasche der andere seine Gelbbörse verwahrt. In einem unbewachten Augenblick läßt er das Retikule der älteren Dame verschwinden, die in der Masse der Pakete diesen einen Gegenstand nicht vermißt, er löst dann zwei Billette erster Klasse, weil er bemerkt hat, daß ein etwas

vor ihm stehender Herr, den er zum Opfer erwählt hat und der eine dickbauchige Brieftasche sorglos im Mantel verwahrte, ebenfalls erster Klasse fährt.

Wie in Gedanken versunken geht er dann im Vestibül von einer Ecke zur andern, bis er rasch einer hinter dem Pfeiler stehenden Frau eine Fahrkarte zusteckt. Ohne ein Wort mit seiner Komplizin zu sprechen, geht er die Stufen zum Wartesaal empor, bald darauf folgt ihm die Dame. Sie gehen aneinander vorbei, ganz fremd, als ob sie sich nie gesehen hätten. „Rechtes Eckfenster, grauer Schnurrbart!“ flüstert der Mann seiner Komplizin im Vorübergehen zu.

Sie weiß, was er damit sagen will, und blickt zur rechten Fensterecke des Wartesaales herüber, wo ein älterer Mann mit grauem Schnurrbart, der Typus eines Landedelmannes, Platz genommen hat. Er soll das Opfer des Waggondiebes werden.

Die Türen, die auf den Perron führen, werden geöffnet, die Passagiere strömen hinaus, nur der Mann, welcher früher das Retikule gestohlen hatte, scheint es nicht eilig zu haben. Sorglos bleibt er noch beim Restaurationstisch sitzen, während seine Komplizin dem älteren Manne mit dem grauen Schnurrbart nachdrängt, um zu sehen, in welchem Coupé er Platz nimmt.

Bald nachher erscheint sie in der Öffnung der Waggon-tür. „Könnte ich mit diesem Waggon direkt nach X. fahren?“ fragt sie den Reisenden, der schon Platz genommen hat, mit einem verbindlichen Lächeln. Der Befragte blickt auf, er sieht ein hübsches Gesicht, eine fescbe Gestalt, er denkt an ein Abenteuer während der Fahrt, und sofort ist er bereit, der Dame dienstbar zu sein. Er hilft ihr in das Coupé, er will sie neben sich plazieren, doch sie dankt. Sie kann nicht mit dem Rücken gegen

die Fahrtrichtung sitzen, sie will lieber dem Herrn gegenüber Platz nehmen.

Das Abfahrtsignal ertönt, da eilt noch der Mann, welcher sich in der Restauration verspätet hatte, über den Perron. Er hat früher genau gesehen, in welches Coupé seine Komplizin eingestiegen ist, und diesem wendet er sich zu. Er grüßt höflich, nimmt neben seinem Opfer Platz, das über die unerwartete Störung, über den Mann, der sein erhofftes Abenteuer zunichte macht, sehr ungehalten ist. Doch der zuletzt Gekommene ist kein Störenfried. Das Summen und Surren, der Gleichklang des Geklappers, das matte Licht im Waggon, die tiefe Finsternis der Nacht, durch welche der Zug dahinjagt, scheinen ihn einzuschläfern. Müde läßt er den Kopf zur Seite sinken, seine Augenlider schließen sich und die behandschuhten Hände, welche aus dem Reiseplaid hervorragen, der über die Schultern des Mannes gehängt ist, sind ineinander verschlungen. Der Mann scheint zu schlafen, er stört nicht.

Die aufmunternden Blicke des Gegenübers bringen das Blut des Landedelmannes in Wallung, er achtet nicht mehr auf den neben ihm Sitzenden und merkt nicht, daß dieser unter dem Reiseplaid mit der Hand manipuliert und daß trotzdem die behandschuhten Finger ruhig bleiben. Er weiß nicht, daß nur die eine Hand des Mannes echt ist und daß der andere ausgestopfte Handschuh die Finger täuschend markiert, während die unter dem Plaid verborgene Hand sich geschickt vorschiebt, bis sie die Brieftasche aus dem Mantelsack des andern herausgezogen hat. Noch immer scheint der Mann zu schlafen, noch immer halten die Finger der einen Hand den ausgestopften Handschuh fest, als ob die beiden Hände des Mannes auf dessen Schoß liegen würden.

Ein schriller Pfiff ertönt, er weckt den Schläfer. Der Zug fährt in eine Station ein. „Jetzt hätte ich bald verschlafen!“ sagt er halblaut und verläßt höflich grüßend das Coupé. Er wechselt keinen Blick mit seiner Komplizin, als ob sie ihm ganz fremd wäre. Er verläßt den Zug, die Beute in der Tasche. Die Waggonen rollen weiter, die Annäherungsversuche des Landedelmannes an seine Reisegefährtin werden immer dringlicher, doch bei der nächsten Station muß seine Begleiterin aussteigen, sie hat angeblich ihr Reiseziel erreicht. Sie gibt dem Manne auf dessen Bitte ihren Namen und ihre Adresse, selbstverständlich sind ihre Angaben falsch, sie verspricht ihm eine Zusammenkunft, und während der Bestohlene an sie denkend weiterfährt, reist sie in die Station zurück, in welcher ihr Komplize, meist ihr Geliebter, ausgestiegen ist, die Reise hat sich den beiden rentiert.

Oft kommen derartige Diebstähle gar nicht zur Anzeige. Der Bestohlene schämt sich zu gestehen, in welcher Weise er geprellt worden ist, er will die weibliche Bekanntschaft, die er während der Fahrt gemacht hat, verschweigen. Daß sie ihn bestohlen hat, ist ja gar nicht möglich, denkt er, und der Fremde hat ja die ganze Zeit geschlafen, seine Hände haben sich nicht bewegt, die Finger waren auf dem Schoße liegend ineinander verschlungen. Der Bestohlene verschmerzt den Verlust und wenn er doch eine Anzeige erstattet, so schaut dabei nicht viel heraus, der Waggon dieb, der heute im Norden der Monarchie gestohlen hat, sitzt morgen schon in einer südlichen Stadt und verzehrt seinen Gewinn und stiehlt dann wieder weit im Osten, wenn sein Kapital zur Reize geht.

Als Beispiel besonderen Raffinements und besonderer Kühnheit sei hier der Mann verzeichnet, der vor einigen Jahren in der Uniform eines österreichischen Offiziers

wochenlang zwischen Wien und Karlsbad operierte. Er benützte den Schlafwagen 2. Klasse und bestahl, während alles im Waggon schlief, seine Mitreisenden. Als sich die Anzeigen über die Diebstähle häuften, mußte sich die Polizei dazu entschließen, Detektive in den Karlsbader Zügen mitfahren zu lassen, welche die Reisenden überwachten. Den Polizeiagenten fiel schließlich der Offizier auf, den sie fast bei jeder Tour bemerkten, und durch eine strenge Beobachtung gelang es schließlich, ihn der Diebstähle zu überweisen. Er wurde verhaftet, nach Wien gebracht und, da er ein desertierter Unteroffizier war, vom Militärgerichte verurteilt.

So wie der vornehm gebildete Dieb im Schnellzug 1. Klasse seine Verbrechen verübt, so macht es der als Bauer oder als Arbeiter Verkleidete in den Bummelzügen der 3. Klasse. Immer bleibt es dasselbe Bestreben, die Dummheit und Unvorsichtigkeit anderer auszunützen, um leichten Gewinn zu erzielen.

Der Chilsener.

Er ist eigentlich eine Abart des „Schottenfellers“. Wie dieser verübt er seine Diebstähle in Geschäftsläden und bedient sich dabei gewandter Taschenspielerstücke. Er stiehlt nicht Waren, sondern Bargeld, das er sich beim Wechseln, beim „Chilsenen“ anzueignen versteht. Wie der „Schottenfeller“ hat auch er meist seinen „Vertusser“, oder deren mehrere. Er macht einen kleinen Scheinkauf, um Gelegenheit zum Wechseln zu haben, und oft erbittet er sich, daß man ihm für die größere Banknote, die er gewechselt haben will, ganz bestimmte Münzen gibt. So verlangt er beispielsweise nur Zehnkronenstücke, Enggulden, Kronen mit ungarischer Prägung usw. Wenn

der Geschäftsmann seine kleine Handkassette auf dem Verkaufspult ausleert, hilft ihm der Chilsener nach den verlangten Geldstücken suchen, tippt dabei mit der Fingerspitze die eine oder andere Geldmünze auf und hält diese — genau so, wie es die Taschenspieler machen — zwischen den einzelnen Fingern oder zwischen dem Daumenballen und der inneren Handfläche verborgen, bis er beim Herausziehen des Taschentuches, der Uhr, der Zündholzbüchse das Geldstück unbemerkt in der Tasche verschwinden lassen kann. Dabei wendet er alle Feinessen an, um die Aufmerksamkeit des zu Bestehenden abzulenken. Er hofiert der Verkäuferin oder verlangt plötzlich vom Kommissar, noch ein Stück Stoff zu sehen.

Ist der Kaufmann vorsichtig und leert den Inhalt der Kleingeldkassette nicht auf den Tisch aus, sondern zählt den Betrag zu, so wird der Chilsener beim Nachzählen eine Münze verschwinden lassen und dann erklären, daß er zu wenig herausbekommen habe.

Das Meisterstück des Chilseners besteht darin, nebst dem gewechselten Gelde sich auch wieder jene Banknote anzueignen, die er dem Kaufmann zum Wechseln übergeben hat. Er spricht viel und ununterbrochen, wie ein redegewandter Agent, macht den Kaufmann auf dies, auf jenes aufmerksam, lenkt seine Aufmerksamkeit ab und stiehlt die Note wieder, oder gibt sie überhaupt nicht her. Der Betrogene wird sich leicht durch das elegante Außere, durch die guten Manieren des Schwindlers täuschen lassen und glauben, daß er die Banknote schon in der Kasse verwahrt habe. Wird der Chilsener bei der That ertappt, so hilft er sich durch „Zurückplanten“ des Geldes, mit seiner Frechheit oder durch die Flucht. Auch für den Fall der Flucht ist er zumeist vorbereitet. Er hat falsches Geld bei sich und wenn er gezwungen ist, zu flüchten, so wirft er das falsche Geld, die „linke Me-

summen“ weg. Der Betrogene glaubt nun, der Flüchtige habe sich des eben gestohlenen Geldes entledigt, trachtet natürlich zunächst sein Eigentum wieder zu erlangen, und während er die verstreuten Geldstücke, die er erst nachträglich als falsch erkennt, aufammelt, hat sich der Chilsener in Sicherheit gebracht.

Chilsener sind zumeist internationale Verbrecher, welche Tournen durch ganze Länder und Erdteile unternehmen. So wurde in Wien vor wenigen Jahren eine ganze Gesellschaft von Chilsenern verhaftet. Es waren dies spanische Zigeuner, Männer, Weiber und Kinder. Es wurde ihnen nachgewiesen, daß sie seit Jahren in fast allen europäischen Hauptstädten Diebstähle beim Geldwecheln verübt hatten und daß die Kinder bei diesen Diebstählen als „Vertusser“ verwendet worden waren. In der letzten Zeit wurde wieder in Wien eine ganze Bande von Chilsenern unschädlich gemacht, sechzehn junge Leute, die unter der Führung ihres Lehrmeisters Gottsleben in kleinen Gruppen geteilt operierten. Gottsleben selbst hatte die Tricks dieser Diebstähle von einem alten Chilsener gelernt, welcher sich durch seine Verbrechen so viel erworben hatte, daß er in Wien als Privatier lebte.

Falschspieler und Hasardeure.

Der „Granat“.

Der „Granat“ ist der gewerbsmäßige Falschspieler. Auf den Bahnhöfen bei der Ankunft von Personenzügen aus der Provinz steht er im Gewand eines besseren Bürgers und wartet auf die „G'scherten“. Als der „G'scherte“ galt ursprünglich jeder Bauer, dessen Einfalt und Unkenntnis der mannigfachen Gefahren der Großstadt leicht auszunützen war. Jetzt sieht der Verbrecher in dem „G'scherten“ jeden Menschen, der ihm leicht auf den Leim geht. Der „Granat“ muß Menschenkenntnis haben und er findet unter den Personen, die den Zug verlassen, bald den heraus, den er „scheren“ will. Er bietet sich dem Mann als Führer an, er will ihm das Gepäck besorgen, ein billiges Quartier verschaffen. Alles nur aus Gefälligkeit. Er ist — so sagt er — ein kleiner Rentier. Er hat sich zur Ruhe gesetzt und sein einziges Vergnügen bildet es, den Fremden an die Hand zu gehen, ihnen dienstbar zu sein. Das Mißtrauen des „G'scherten“ verschwindet. Er sieht sich einem gutgekleideten Manne gegenüber, der für seine Gefälligkeiten ja nichts beansprucht. Ohne viel Überlegung nimmt er die Einladung des „Granaten“ oder des „Kosaken“, wie er auch genannt wird, an und läßt sich von ihm in den Prater führen, dort verschiedene Merkwürdigkeiten zeigen, die in den Buden

zu sehen sind. Gasthäuser werden besucht, der Führer lehnt es dankend ab, daß der Fremde für ihn die Zeche zahle. Der „G'scherte“ ist ganz entzückt von der Liebenswürdigkeit des Stromers.

Den Schluß bildet das Kaffeehaus. Unser „Granat“ besucht kein vornehmes Kaffeehaus mit elektrischem Licht, mit großen Spiegelscheiben und mehreren Billards. Das „Tschoch“, die kleine Kaffeeschenke, ist sein Stammlokal. Sein Komplize wartet dort schon auf ihn. Die beiden grüßen sich aber nicht, sie scheinen sich nicht zu kennen. Die Kellnerin bedient die beiden zuletzt gekommenen Gäste. Sie kennt den „Granaten“ sehr wohl und ein Augenzwinkern des Mannes genügt, um sie einzuladen. Selbstverständlich nimmt sie neben dem „G'scherten“ Platz. Dann schlägt der „Kosak“ eine Kartenpartie vor. „Schade, daß wir keinen Dritten haben!“ sagt er zur Kellnerin. Doch die Kesi weiß Rat. „Vielleicht wird der Herr Hütter mitspielen!“ sagt sie und steht dabei schon auf, um den allein bei einem Tische sitzenden Herrn, der anscheinend in Zeitungslektüre vertieft ist, einzuladen. Dieser ist bereit, das Kartenspiel beginnt.

In diesem kleinen Tschoch gibt es keine neuen Karten. Die Gäste müssen sich mit überspielten Karten begnügen. Der Kosak kennt die Karten bereits, er hat sie schon früher markiert, oder er vertauscht sie geschickt mit einem Kartenspiel, das er in der Tasche verwahrt hatte. Er kann aber mit Hilfe seines Komplizen auch mit nicht markierten Karten betrügen. Die beiden kennen schon ihre „Zinken“ und ohne ein Wort zu sprechen, sagen sie sich doch gegenseitig ganz genau, welche Karten sie haben, was der eine ausspielen, mit welcher Karte der andere stechen soll. Meist werden Zigarren und Zündhölzchen hier als „Zinken“ verwendet. So bedeutet beispielsweise die in der Mitte des Mundes zwischen den Lippen ge-

haltene Zigarre As, die in den rechten Mundwinkel geschobene Zigarre Carreaudame. Wenn der Spieler die Zigarre in den linken Mundwinkel schiebt, zeigt er seinem Komplizen an, daß dieser Herzkönig ausspielen soll. Das Niederlegen der Zigarre in den Aschenbecher bedeutet Eichelober; das Anbrennen eines Zündhölzchens, um damit die Zigarre anzuzünden, ist das Zeichen für Herz-As, und so haben die beiden Granaten für jede Karte ihr besonderes, ein stets unauffälliges Signal. Es ist für sie nicht schwer, den „G'scherten“ auszubeuten, ihm sein Geld abzunehmen und er kann dann nicht einmal sagen, daß er betrogen wurde, da er von dem Betrage gar nichts bemerkt hat. Er erhebt auch gar keine Beschuldigung, er glaubt noch immer daran, daß er es mit anständigen Leuten zu tun gehabt hat.

Der „Granat“ findet sich aber nicht nur in dem kleinen „Tschoch“. Auch im Klub, im vornehmen Stadtcafé, im Waggon erster Klasse des Schnellzuges und auf dem Vergnügungsdampfer ist er zu Hause. Hier zeigt er sich im Frack, im vornehmen Reisekostüm, die Brust mit erotischen Orden oder das Knopfloch mit Ordensbändchen geschmückt. Hier geht er schon nach Art der Hochstapler vor, legt sich einen hochtrabenden Namen bei und betrügt mit vieler Kunst seine Partner um große Summen. Er sucht sich seine Opfer in den besseren Kreisen, in denen er ja auch „G'scherte“ findet. Er bleibt nicht ständig in Wien; der vornehm aussehende „Granat“ ist ein internationaler Verbrecher.

Bei der Naschipartie.

Es ist spät nachts, der kleine Zeiger der Wanduhr rückt vom mitternächtlichen Zenith wieder zu den kleinen Ziffern abwärts. Im Nachtcafé lichtet sich die Schar

der Gäste, die Zigeunerfidel ist verstummt, die Mädchen, die umsonst die Nacht geopfert haben, eilen heimwärts, noch auf der Straße bemüht, einen der verspäteten „Drahrer“ für sich zu interessieren. Der „Strizzi“, der nicht nach Hause gehen kann, weil seine „Alte“ Besuch hat, wartet bis der Kellner seine Abrechnung vollendet und dann gehen die beiden über die menschenleere Praterstraße dem Nordbahnhofe zu. In der Nähe des Bahnhofes, versteckt in einem Gewirr kleiner Gassen und Gäßchen, beinahe entrückt dem Lärm der Großstadt, ist ein kleines Café, zu groß um als ein „Tschoch“ zu gelten, zu schmierig und vernachlässigt, um als großstädtisches Caféhaus angesehen zu werden. Vor dem Caféhaus trottet ein junger, verwahrloster Bursche auf und ab, an dem „Tschik“ (Zigarrenstumpf) kauend, den er vorher im Caféhaus „arretiert“ (aufgelesen) hat. Er macht die „Schmier“, den Aufpasser. Er muß darauf achten, jeden Wachmann, jeden Detektive zu avisieren, der sich dem Lokal nähert, er hat die Aufgabe die drinnen Sitzenden von jeder Gefahr zu verständigen, darauf zu achten, daß die Spieler bei der Hasardpartie nicht überrascht werden. Für diese Dienstleistung wird die „Schmiere“ mit vier bis sechs Kronen entlohnt.

Der Strizzi und der Kellner sind ihm wohl bekannt, sie gehören mit zur Partie, der Aufpasser muß ihrer halben kein Warnungssignal geben. Die beiden betreten das Lokal. Die Sitzkassierin begrüßt sie durch ein leichtes Zwinkern mit den Augen, der Cafésieder kommt den neuen Gästen entgegen.

„Servus Gflickter!“, sagt er zu dem Kellner, der wegen seinen Blatternarben im Gesichte diesen Spitznamen führt. Dem Strizzi reicht er die Hand, ihn auch bei seinem Spitznamen anredend. „Bäckenschropp“ wird er von seinen Bekannten genannt. „Schropp“ nannte

man den ehemaligen Bäckergejellen wegen seiner kleinen Figur.

„Wird feſt tippelt?“ (geſpielt), fragt der Schropp.

„Eiſen!“ (ſehr feſt), erwidert der Cafétier.

„A Krenn auf der Welt?“, fragt der G'flickte, er will ſich mit dieſer Frage erkundigen, ob eine „Wurzen“ bei der Partie ſei, ein G'ſcherter, den man ausbeuten könne.

„Mur Schware!“, antwortet der Caféſchenker. Die „Schwaren“ ſind die Eingeweihten, die ſich nicht betrügen laſſen, weil ſie ſelbſt vom Metier ſind.

Kellner und Strizzi gehen durch das Lokal, in welchem ſich nur wenige Gäſte befinden; hier ein Einſpännerkutfcher, der aus Müdigkeit beim Tiſche eingefchlafen iſt, dort ein betrunkenener Kommiſ, der mit dem Zahlkellner ſtreitet, weil dieſer ihm angeblich um zwei Flaſchen Bier zu viel gerechnet hat. Im rückwärtigen Winkel des Caféhaufes iſt eine ſchmale Tür, ſie führt in das Gytzazimmer, in das „Wurzenkammerl“.

Wenn nicht Haſard geſpielt wird, ſo hält der Cafétier dieſes Zimmer für beſſere Gäſte reſerviert, die ſich hier mit Mädchen ungeſtört unterhalten können, wenn ſie eine größere Beche machen. Fünf Tiſche ſtehen in dem Zimmerchen. Das Fenſter mündet in den Hof, eine zweite Tür führt zum Stiegengang. Alles iſt darauf berechnet, die Flucht der Spieler zu ermöglichen, wenn die Polizei, die nach Haſardeuren fahndet, ſie überraschen wollte.

Dieſe vierzehn Perſonen, die hier an den zuſammengeſtellten Tiſchen herumſitzen, gehören zu der Geſellſchaft, von der die Kenner in Wien mit gutem Recht zu ſagen pflegen: „Abführen und ins Strafhaus ſchicken, ohne Staatsanwalt und ohne Verhandlung!“ Jeder von ihnen iſt ſchon im Kerker geſeſſen, im Geſicht jedes einzelnen

finden sich typische Verbrecherzüge. Die Neuangekommenen werden begrüßt, sie schieben sich selbst zwei Sessel zu den Tischen und ohne erst zu fragen, teilt der Bankhalter sofort auch für sie Karten aus. Es wird Maschiwaschi gespielt, ein von der Polizei verbotenes Hasardspiel.

Im Spiele erkennt man den Menschen. Hier kann man von den Gesichtern alle bösen Leidenschaften ablesen. Der drohende Blick des Bankhalters, die bei der Nasenwurzel faltig gezogene Stirne des anderen, das nervöse, heiserige Sprechen des dritten, die Gier, mit welcher sein Nachbar ein Wasserglas voll Slibowitz herunterstürzt, lassen die Stimmung dieser Leute und ihre seelische Verfassung erraten. Das Spiel bietet ihnen kein Vergnügen, jeder einzelne will nur gewinnen. Verliert er, so wird er wild, rabiät und nicht selten wirft er dann die Karten von sich, greift zu dem Messer, das er stets offen, für alle Fälle vorbereitet, in der Hosentasche hält und stürzt sich auf den, der gewonnen hat, der ihn vielleicht auch noch wegen des Verlustes „häckelt“ (hänfelt). Mit seinen Tricks, die er sonst einem G'scherten gegenüber anwendet, kommt er hier nicht auf, denn er ist hier lauter „Schwären“ gegenüber, die selbst alle Kniffe kennen. In den seltensten Fällen verspielt er sein eigenes Geld, sondern meist das, welches er einer Dirne abgenommen, unter allerhand Drohungen, ja selbst durch Mißhandlungen abgepreßt hat.

Geht einer mit dem Messer los, so fallen alle anderen über ihn her und entreißen ihm die Waffe. Alles muß ruhig abgehen, der Polizei darf keine Handhabe geboten werden. Das Geld rollt, die Einsätze müssen bar erlegt werden, Kredit wird nicht gewährt, es traut einer dem anderen nicht. Trotz der gebotenen Vorsicht werden die Spieler manchmal laut, beschimpfen sich gegenseitig. Dann

genügt es aber, wenn der Cafésieder in dem raucherfüllten, nach Spirituosen übelriechenden Zimmerchen erscheint und zur Ruhe ermahnt.

Draußen ist es lichter Tag geworden, die Kinder gehen schon zur Schule. Jetzt hat die Maschipartie ihr Ende gefunden. Jeder einzelne zahlt dreifaches Kartengeld, weil sonst der Cafétier das Hasardspiel nicht dulden würde. Dann wird der Lohn für den Aufpasser zusammengesteuert. Die Gäste entfernen sich. Die Strizzis, meist sind es ja solche, begeben sich zu ihren Dirnen, welche jetzt ihre Besuche schon los geworden sind und verschlafen dort den Tag. Abends gehen sie dann wieder auf die Suche nach G'scherten, nach „Waserln“ (Waisenknaben), wie sie die Dummen auch nennen und diejenigen, welche nichts gefunden haben, kommen in der nächsten Nacht wieder zur Maschipartie

Das Handwerk der Einbrecher.

Der Schränker.

„Schränkstürzen“ oder Einbrechen ist eine Verbrecherarbeit, die viel Vorbereitung und große Mühe erfordert, nicht gefahrlos ist und dem „Schränker“, dem Einbrecher, falls er verhaftet wird, eine große Strafe einträgt. Als Stümper beginnt der Schränker, wenn er als Kommis mit dem Taschenmesser oder mit der Schere in unbewachten Augenblicken die Schreibtischlade seines Chefs aufsprengt, um sich einiges Geld anzueignen. Im Zuchthause lernt er dann die feineren Arten des Einbruches und als Meister, als Mitglied einer internationalen Verbindung endet er oft.

Viele freilich werden stets nur Stümper bleiben, die sich zeitlebens damit begnügen, Greislerläden und Tabaktrafiken zu erbrechen; die Meister werden sich Juwelensläden, Banken, die Wohnungen reicher Leute als Operationsfeld aussuchen. Der Anfänger macht nicht viel Vorbereitungen. Er versucht mit Gewalt in den verschlossenen Raum einzudringen. Geht es an der einen Stelle nicht, so versucht er es an einer anderen. Dadurch unterscheidet er sich vom Meister, der alles schon vorher ausgekundschaftet hat, alles ganz genau weiß, sich für alle Eventualitäten versichert hat. Er weiß ganz genau, an welcher Stelle er die Mauer durchbrechen muß,

wie dick sie ist, wie viel Zeit dazu erforderlich sein kann, welche Tür er aufschließen muß, und wenn sich ihm an dieser Stelle ein unerwartetes Hindernis entgegenstellt, wird er den Plan lieber ganz fallen lassen, als die Durchführung von einer anderen Seite zu versuchen.

Eine solche Meisterarbeit des „Handwerks“ ist gewöhnlich die Leistung von drei bis vier Personen. Lange bevor der Einbruch geschieht, erscheint der erste Komplize auf dem Tatort. Das ist der „Sasserer“, auch „Baldowerer“ genannt, dem die Aufgabe zufällt, alles zu „fassen“, auszukundschaften, was für den Schränker zur Verübung der Tat wissenswert erscheint. Als Bettler, als stellessuchender Kommis, unter der Maske eines Käufers, als Goldarbeitergehilfe oder unter ähnlichen harmlosen Vorwänden kommt er in den Juwelenladen, und während der Zeit seines Aufenthaltes beobachtet er unauffällig, wo die Kassa steht, wie die Fenster, wie die Auslagekästen verschlossen werden, ob das Schloß der Innentür fest, ob das Holz dick ist, wo sich ein Angriffspunkt für die Säge im Rollbalken bieten würde, ob der Fußboden aus Holz oder aus Stein ist und ob nicht vielleicht der Durchbruch vom Keller aus leichter durchführbar wäre, als durch die wohlverschlossene Tür. Diese Einzelheiten müssen ausgekundschaftet sein, bevor die eigentliche Arbeit beginnt.

Seine Wahrnehmungen berichtet der „Sasserer“ dann dem „Schränker“, und die beiden beraten gemeinsam, auf welche Weise der „Schränk zu stürzen“ sei. Eventuell wird noch ein dritter Komplize auf dem Tatorte erscheinen, die Mitteilungen des Sasserers überprüfen, möglicherweise ergänzen und, wenn es irgendwie angeht, Hindernisse aus dem Wege räumen, dort den Riegel einer Tür zurückschieben, hier das Schloß des Kellerfensters verderben, um das Verschließen unmöglich zu

machen. Ist alles vorbereitet, der Plan fertig, so suchen sich Sasserer und Schränker den Passer, bei welchem sie den Murer verpassen können. Der geübte Einbrecher wird stets vor verübter Tat seinen Passer gesichert haben. Dieser ist also der nächste Komplize im Bunde.

Dann geht es an die Tat selbst. Der Sasserer hat dabei nichts zu tun, er könnte auffallen, da er schon einmal im Hause gesehen wurde. Ein neuer Komplize, die „Mauer“, begleitet den Schränker auf den Tatort. Seine Aufgabe ist es, die Umgebung genau zu beobachten, die Annäherung eines Verdächtigen seinem Komplizen mitzuteilen, diesen zu warnen, wenn Gefahr im Verzuge ist, ihn zur Flucht oder zur bloßen Unterbrechung der Arbeit zu veranlassen. Nicht jeder, der sich dem Tatorte nähert, bedeutet direkt Gefahr, zwingt sofort, die Arbeit im Stiche zu lassen. Ist es ein Harmloser, so wird sich die „Mauer“ begnügen, ihn passieren zu lassen und seinen Komplizen durch ein verabredetes Zeichen zu benachrichtigen, die Arbeit einzustellen und wieder aufzunehmen, wenn der Passant vorüber ist. Erscheint der Mann bedenklicher, so muß ihn der, der die „Mauer“ macht, „meister“n. Er muß seine Aufmerksamkeit ablenken, muß es verhindern, daß der Passant die Stelle passiert, wo er vielleicht etwas Verdächtiges bemerken könnte, muß den Unbequemen eventuell veranlassen, die Gasse zu verlassen. Nicht nur harmlose Passanten, die bei ihrer nächtlichen Heimkehr den Schränker stören könnten, sondern auch Polizisten werden „gemeistert“.

Die „Mauer“ beginnt mit dem Fremden ein Gespräch und hält ihn dadurch auf. Oder er simuliert Trunkenheit, Epilepsie, verursacht einen Erzeß usw., um eventuell den Wachmann zu veranlassen, sich mit ihm zu befassen und sein Augenmerk auf ihn zu konzentrieren. Er heuchelt einen Anfall, um das Mitleid eines Passanten

zu erregen und dessen Hilfeleistung herauszufordern, er bittet den ihm helfenden Passanten, zur nächsten Wachtstube zu eilen und Hilfe zu requirieren, da er sich das Bein gebrochen habe und nicht aufstehen könne. Kehrt dann der mitleidige Passant mit Wachleuten zurück, so ist der angeblich Verunglückte verschwunden und mit ihm sein Genosse, der den Einbruch schon verübt hat. Frauen und Mädchen sind im „Meistern“ oft verblüffend geschickt. Geistesgegenwart, Scharfblick und Menschenkenntnis muß die „Mauer“ haben, wenn sie zu dieser Arbeit verwendbar sein soll, und eine alte, oft zitierte Gaunerregel sagt: „Im Meistern zeigt sich der Meister!“

Während die „Mauer“ auf Posten steht, „arbeitet“ der „Schränker“. Er bedient sich dabei seiner Werkzeuge, die je nach Größe und Gestalt „Tarteln“, „Klamoniß“, „Jadschabber“ usw. genannt werden. Je nach der Art des Einbruches bereitet sich der Schränker sein Werkzeug vor. Ist nur ein Fenster einzudrücken, so braucht er nichts als ein Stück Papier, das mit Pech, Kitt oder Schusterleim bestrichen ist. Das Brechen der Scheibe macht keinen Lärm, nur das Herunterfallen und Klirren der Scherben. Der Schränker legt deshalb das mit der klebrigen Substanz überstrichene Papier auf die Fensterscheibe und bringt durch einen starken Druck das Glas zum Springen. Den Ton wird er zur Vorsicht noch dadurch dämpfen, daß er ein wollenes Tuch über das Papier ausbreitet. Das Glas springt, die Scherben bleiben an der klebrigen Substanz des Papierees haften, ohne Geräusch ist das Eindringen der Fensterscheibe gelungen und nun kann der Einbrecher leicht durch Umdrehen des Schiebers den Fensterflügel öffnen und in das Zimmer oder in den Geschäftsraum einsteigen. Im Innern arbeitet er dann ruhig, er weiß, daß sein Genosse auf der Straße „Schmiere steht“ und ihn im gefährlichen

Moment warnen wird, wenn ein „Aufstoß“ kommt, das heißt, wenn durch das Dazwischenkommen eines Unberufenen das Gelingen des Unternehmens gefährdet wird.

Ist beim Einbruch eine Mauer zu durchbrechen, Holz zu durchsägen, eine eiserne „einbruchsichere Kassa“ anzubohren, so rüstet sich der Schränker ganz anders aus. Die großen, internationalen Einbrecher setzen einen Stolz darein, nettes, reinliches, präzises Werkzeug zu haben, so wie etwa der Chirurg auf seinen Instrumentenkasten hält. Die Nachschlüssel und die Zentralsägen sind in möglichst kleinen Dimensionen gehalten, fein vernickelt und funktionieren mit äußerster Präzision. An der Uhrkette ist als Verlocke eine kleine Aneippzange angebracht. Ein elektrisches Taschenlicht, der schwere Spazierstock, der als Hebebaum und als Totschläger benützt werden kann, das Stemmeisen, welches dem Taschenmesser beigefügt ist, vervollständigen die Ausrüstung. Meist findet man bei Einbrechern auch dicke Wollstrümpfe, welche über den Schuhen angelegt werden, um das Geräusch der Tritte zu dämpfen.

Hat der Einbrecher sich entschlossen, vom Kellergewölbe aus in einen Geschäftsladen durchzubrechen, so läßt er sich, bevor das Haus und der Keller versperrt werden, darin einschließen. Er ist darüber gut orientiert, welche Kellerabteilung unterhalb des Verkaufsladens liegt. Das Vorhängeschloß, das die Holztür dieser Kellerabteilung abschließt, wird er ganz einfach „würgen“, das ist abdrehen. Er steckt seinen Spazierstock zwischen den Bügel des Vorhängeschlosses und dreht den Stock so lange herum, bis er den im Holz eingeschlagenen Stift des Schloßbügels aus dem Holze herausgezogen oder abgedreht hat.

Mit seiner Arbeit wartet der Schränker bis nach Mitternacht. Er weiß, daß sich dann der Verkehr in den Straßen verringert, die Passanten seltener, die Wach-

posten schläfriger werden. Eine Leiter, einige zusammen-
gestellte Kisten, oder einige übereinandergelegte Kartoffel-
säcke genügen ihm, um zur Decke des Kellers hinauf zu
gelangen. Mit dem „Jadschabber“, dem kleinen Stemm-
eisen, entfernt er den Mauerverputz, den zwischen den
Ziegelsteinen als Kitt verwendeten Lehm. Den Spazier-
stock verwendet er dann als „Krummkopf“, als schweres
Brecheisen und Hebebaum, um den ersten Ziegelstein
herauszubrechen. Vorsichtig legt er ihn zur Seite, um
den Lärm des Herabfallens zu vermeiden. Der zweite
und der dritte Ziegelstein folgen alsbald und das Ge-
wölbe ist nach kurzer Zeit bis zu dem Holzboden des
Geschäftslokales bloßgelegt.

Nun tritt der „Brunger“, der Zentralbohrer in
Aktion. In das Holz werden Löcher gebohrt, eines neben
dem anderen, meist in Kreisform aneinander gereiht.
Mit einem scharfen Taschenmesser oder einer kleinen
Säge wird das Holz zwischen den kleinen Löchern durch-
geschnitten, die „Passung“, Öffnung ist fertig, durch die der
„Schränker“ in das Lokal schlüpft. Mit großer Sach-
kenntnis wählt er sich hier das Wertvollste aus, schiebt
Minderwertiges zur Seite. Sind die Preziosen in der Kassa
verwahrt, so bohrt er diese an der Seite mit dem Zentral-
bohrer ebenso an, wie er es beim Holz des Fußbodens getan
hat. Ist die Beute gesichert, so verständigt er durch
Pfeifen oder durch Schlagen an den Rollbalken seinen
auf Schmiere stehenden Komplizen und kriecht dann
wieder durch das Loch in den Keller zurück. Der Roll-
balken wäre wohl leicht für ihn zu öffnen, das Blech zu
durchschneiden und er könnte hier entkommen, doch dies
ist nicht ganz gefahrlos und der Einbruch könnte vom
patrouillierenden Wachmann sofort entdeckt werden. Der
Schränker zieht es daher vor, sich im Keller zu verbergen
und hier abzuwarten, bis das Haustor geöffnet ist. Dann

kann er leicht an dem noch schlaftrunkenen Hausbesorger vorbei entkommen. Ein anderer Weg für die Flucht bietet sich ihm auch noch während der Nacht durch das Kellerfenster, dessen Schloß er mit dem „Tartel“, mit dem Nachschlüssel leicht öffnen kann. Vom Tatort führt ihn der Weg zum Passer und von dort in die Spieße. Wenn er ein internationaler Einbrecher ist, sucht er möglichst rasch die Bahn zu erreichen und in das Ausland zu entkommen, wo er seinen Passer gesichert hat.

Die internationalen Schränker sind die gefährlichsten. Die goldenen Schmuckgegenstände wandern in das Ausland, die dortigen Passer stehen mit Goldarbeitern in Verbindung, die Schmuckstücke werden umgefäßt, aus einer Kravattennadel wird ein Ring, aus Ohrgehängen eine Brosche gemacht, und der frühere Eigentümer, der Bestohlene selbst erkennt die Schmuckstücke nicht wieder, wenn sie ihm in derart veränderter Form zum Kaufe angetragen werden.

Nach der Tat wird der Einbrecher sein „Schränkzeug“, die „Klamoniß“, die Werkzeuge, welche er beim Einbruch verwendet hat, „Kawure legen“, sie an einen sicheren Versteck bringen. Wenn er verhaftet wird, darf man bei ihm weder den „Echeder“, den Dietrich, noch den Jadschabber finden, er wäre dann zu leicht überwiesen.

Die Einbrüche in Geschäftslokale werden jetzt zu meist vom Keller aus, seltener von nebenan befindlichen Lokalen, die leer stehen, unternommen. Nur ein einziges Mal im letzten Jahrzehnt ist ein Einbruch in einen Juwelenladen vom ersten Stockwerke aus verübt worden. Der Täter hieß Jerzabek. Er hat sich vor zehn Uhr abends in ein Haus in der Mariahilferstraße eingeschlichen, hielt sich im Hofe verborgen und schlich dann in das erste Stockwerk des Hauses, in dem eine Tuchniederlage etabliert war. Die Eingangstür zu diesem Geschäfte im

ersten Stocke schnitt er „lewone“, das heißt, er machte ein sichelförmiges Loch, durch das er die Hand durchstecken konnte, dann schob er den Riegel eines Türflügels zurück. Im Geschäfte durchbrach er den Fußboden und dann das Mauerwerk. In das Parterrelokal, in welchem die Juwelenfirma Plazer etabliert war, ließ er sich vom ersten Stocke an einem Stück Tuch herunter, dessen Ende er an der eisernen Kasse des Lokales im ersten Stocke angebunden hatte. Nach der Ausführung des Diebstahles kletterte er an dem Tuae wieder zum ersten Stock empor und verschwand, nachdem das Haustor geöffnet wurde. Einige Tage nachher wurde er in Favoriten verhaftet, als er eines der gestohlenen Schmuckstücke veräußern wollte. Erst während der Untersuchung gab er an, wo er den „Murer“ „Kawure gelegt“ hatte. Er hatte ihn in der Erde vergraben, neben einem Gartenzaune an der Peripherie der Stadt.

Beim Passer.

Der Wiener Trödler. Sein Laden ist weithin kenntlich in der schmalen Gasse der ehemaligen Vorstadt, denn er hat seine Auslage nicht unter Glas und Rahmen. Die Türfüllung und die Mauer des Hauses dienen ihm zum Ausbreiten seiner Waren und in bunter Unordnung hängen hier alte Kleider und Röcke, Arbeitsgewänder und Hüte Schuhe und Pferdekokzen durcheinander. Er ist der Lieferant für die armen Leute, die sich keine neuen Kleider kaufen können, die mit abgetragenen, geflickten Schuhen vorlieb nehmen müssen. Im Glaskasten hat der Trödler dann noch einige alte Uhren, Silbergegenstände, Eßbesteck, nicht sehr wertvolles Zeug. In dem düsteren Laden liegt und hängt alles kunterbunt durcheinander, ein wüstes

Chaos, in welchem aber der Trödler selbst trefflichen Bescheid weiß.

Der Mann steht vor dem Laden, er beobachtet die Vorübergehenden, er ladet einzelne zur Besichtigung seines Lagers, zum Kaufe ein. Plötzlich fixiert er einen auf dem gegenüberliegenden Trottoir Vorübergehenden. Ein kleines Zeichen mit der Hand, ein Blinzeln mit dem Auge, die beiden haben sich verständigt. Der Trödler geht in seinen Laden zurück, dorthin, wo sich in einem verschlagartigen Raum sein Comptoir befindet.

Die vom Hof hierher führende Tür öffnet sich und der Mann tritt ein, mit welchem der Trödler früher das Zeichen gewechselt hat. Aus dem Trödler ist ein „Passer“, ein Diebshehler geworden; sein Besucher ist ein „Schränker“, ein Einbrecher.

„Ich weiß von einer guten Masematten!“ (Ich habe den Plan für einen erträgnisreichen Einbruch) sagt der Besucher ohne viel Einleitung.

„Gesaffert?“ (Alles ausgekundschaftet) fragt der Passer.

„Alt is?“ (Es ist alles gemacht).

Und dann setzt er ihm den Plan auseinander, wie er sich in das Haus, bevor es abends gesperrt wird, einschleichen, sich im Keller einschließen lassen will, um nach Durchbrechung des Kellergewölbes in den Juwelenladen zu gelangen. Er macht dem Passer früher von den „Masematten“ Mitteilung, um sich zu vergewissern, ob er bei ihm den „Murer“, das gestohlene Gut, „Kawure legen“, verstecken, oder „verpassen“, verkaufen könne. Die beiden sind bald einig, der „Schränker“ verläßt von rückwärts unbeachtet den Laden und der Trödler steht alsbald wieder auf der Straße vor seinem Geschäft, raucht gemächlich an seiner Zigarre, er ist ein ehrfamer Geschäftsmann.

Drei Nächte später klopft es mit drei in verschiedenen

Intervallen aufeinander folgenden Schlägen an die Geschäftstüre des Trödlers. Der Mann öffnet und hereinschlüpft der „Schränker“. Vorsichtig wird die Tür wieder geschlossen. Die beiden begeben sich in den Verschlag, nochmals prüft der „Passer“, ob die Fenstervorhänge gut verschlossen sind, ob niemand hereinklicken kann. Und dann breitet der „Schränker“ den ganzen „Murer“ vor dem „Passer“ aus. Funkelnde Geschmeide, glitzernde Brillanten, Edelsteine in goldener Fassung. Alle die Wertsachen, welche bei dem jüngsten Einbruchsdiebstahle entwendet wurden und deren Verzeichnis und genaue Beschreibung in den polizeilichen Verlautbarungen, in der Zeitung publiziert worden sind.

Und dann geht es an ein Gehandel und Gefeilsche. Der Passer bietet nicht den vom Schränker beanspruchten Preis. Er drückt dessen Forderungen herab, er schätzt den Wert des ihm Angebotenen ganz niedrig ein. Er mißt seinen Vorteil. Er weiß wohl, daß die Angst vor dem Entdecktwerden, die Not und die dumme Geldgier des Verbrechers diesen zum Verschleudern der Wertgegenstände um jeden Preis zwingen. Er erreicht sein Ziel nach vielen Aberredungskünsten, er zahlt ein Schandgeld für die Preziosen und unter Anwendung aller Vorsichtsmaßregeln läßt er den Schränker durch die Geschäftstür wieder auf die Straße hinaus.

Das Versteck des Murers, der Ort, an den er die Kawure legt, verrät er selbst dem Schränker nicht und erst nachdem er wieder allein ist, beginnt er mit dem Einräumen des Gekauften. Unter dem Bretterboden des Geschäftes, zwischen der Zimmerdecke und den Eisen-traversen, im Stall und auf dem Dachboden, im Keller und auf dem Kloset, im Ofen und an der Rückseite von Bildern, in den Taschen alter Kleider und im Futter abgetragener Hüte, in Mauselöchern und hohlen Ziegel-

steinen bringt er den Raub unter. Den Verbrecher reut der Handel, er weiß, daß er von dem Trödler übervorteilt, betrogen worden ist, er will sich rächen und durch einen dritten läßt er an die Polizei eine anonyme Anzeige ergehen. Eine Kommission erscheint in dem Laden, die Polizeiorgane durchsuchen alles, der Trödler beteuert, daß er ein armer Teufel, ein ehrlicher Geschäftsmann ist, er spielt den vom Verdacht sehr Gekränkten und die Polizei zieht oft nach vergeblichem Suchen wieder ab.

Nun erst nimmt der Passer die Preziosen wieder hervor. Von Goldarbeitern, mit denen er in Verbindung steht, läßt er die Steine umfassen, aus einer Krawattennadel einen Ring, aus einem Brustknopf eine Brosche herstellen, die Edelsteine kommen wieder in den Handel, niemand, selbst nicht der frühere Eigentümer, erkennt sie als das gestohlene Gut. Sind es Kleider, Seidenstücke, Tuch oder sonstige Effekten, so verkauft sie der Passer an arme Hausierer, welche er durch Kreditgewährung von sich abhängig macht. Das nächtliche Geschäft wirkt viel mehr ab, als der Trödlerladen bei Tag und doch gilt der Trödler als ein ehrfamer Geschäftsmann, dem niemand etwas beweisen, oder nur etwas Schlechtes nachsagen kann.

In der Spieße.

Hat der „Schränker“ seinen Handel mit dem „Passer“ abgeschlossen, hat er seine „Mariedl“, sein Geld, für den „verpakteten Murer“ erhalten, so geht sein erster Weg in die „Spieße“, zu dem ihm wohlbekannten Wirt, bei dem er Genossen und Mädchen findet, bei dem er den Gewinn seiner Tat verzehrt, der ihm Unterstand gewährt, in dessen Lokal er seiner Leidenschaft für Spiel, Wein und Weib alle Zügel schießen lassen kann.

Weit draußen an der Erdbergerlande ist so eine Spieße, ein armseliges Lokal, schmutzig und schmierig. Die Wände, einstmals weiß getüncht, haben die unbestimmte Farbe von Staub und Rauch angenommen, die Fenster, die niemals gepuht werden, sind dicht verhängt. Die Petroleumlampe, die von der Mitte der Decke herabhängt, verbreitet nur mattes Licht in dem niedrigen, dumpfen Raum; wackelige Stühle, einfache, ungedeckte Tische stehen herum.

Hier ist der Zusammenkunftsort der Verbrecher und ihrer Dirnen, der Schauplatz ihrer Orgien und ihrer Vergnügungen. Rechts in der Ecke sitzt ein Weib mit zwei Männern. Die Schnapsflasche steht auf dem Tisch. Gläser brauchen die drei nicht, sie reichen einander die Flasche von Mund zu Mund. Die Frau ist das Zerrbild alles Weiblichen. Sie ist die Geliebte des älteren Mannes. Sie ist nicht schön, sie kann es gar nicht gewesen sein, aber sie ist geschickt. Sie ist die beste „Sasserin“ (Kundschafterin), die beste „Mauer“ (Auspasserin) für den „Schränker“. Sie führt deshalb auch den Spitznamen „Schränk-Rosa“. Die rote Nase zeugt vom reichlichen Alkoholgenuß, die tiefliegenden Augen, die faltigen Wangen sprechen von wilden Leidenschaften. Die schlechtverwachsene Narbe im Nacken rührt von einem Stich her, den ihr vor Jahren ein Geliebter versetzt hat.

Der ältere Mann beim Tische, ihr gegenwärtiger „Alter“ (Geliebter) ist der richtige Habitus des „Krimbruders“ (Gerichtsbruders). Ein fahles Gesicht, ein stechender Blick, knochige, magere Hände. Die glatt-rasierte Oberlippe läßt erraten, daß er erst kürzlich „losgegangen“, aus der Strafanstalt entlassen worden ist. Sein jüngerer Begleiter ist der Typus des Wiener Strotters, trotz seiner Jugend schon verderbt. Die drei besprechen einen Einbruch, den sie in einer der nächsten

Nächte ausführen wollen. Die „Schränk-Rosa“ erstattet Bericht über die lokalen Verhältnisse und sonstige Einzelheiten, die sie beobachtet hat, als sie als Bettlerin in das Haus kam. Leise wird die Unterhaltung geführt, die anderen Pennbrüder stören die drei nicht.

Bei einem anderen Tische wird gespielt, leidenschaftlich und mißtrauisch, oft mit wüstem Geschrei und Geschimpfe. Wenn der Lärm gar zu arg wird, ermahnt der Wirt die Spieler zur Ruhe, und wie die Kinder auf den strengen Lehrer hören, so befolgen hier die Gäste die Aufforderung des Wirtes, dessen körperliche Kraft sie fürchten, auf dessen Kredit und Verschwiegenheit sie oft angewiesen sind.

Im Hinterzimmer sitzt eine Gesellschaft verkommener Gefellen, weintrunken, laut johlend. Einer von ihnen spielt auf der Ziehharmonika, auf dem „Maurerklavier“, wie sie es nennen. Die anderen singen dazu unflätige Lieder, jagen den Wein durch die Kehle, spaßen mit den Dirnen, die sie auf den Knien schaukeln und lassen den Gastgeber hochleben, dem ein größerer „Handel“ geglückt ist und der den „Krenn“, die Wurzen abgibt.

Der Gastwirt ist hinter den Schanktisch getreten, ein junger Bursche nähert sich ihm und sucht ihm eine Uhr zu verkaufen, die er abends bei einer Haltestelle der Straßenbahn einem Herrn im Gedränge „gezogen“ hat. Der „Spieß“, der Gaunerwirt, macht es ebenso wie der „Passer“, er drückt den Preis, es wird gehandelt und gefeilscht und schließlich gibt der „Sliberer“, der Taschendieb, noch einen goldenen „Strang“, eine Uhrkette, dazu, um das verlangte Geld zu erhalten.

„Zund!“ Verrat! Das eine Wort ist genügend, um die Betrunknen nüchtern zu machen, die Schreier verstummen zu lassen. Erregung und Bewegung kommt über die ganze Gesellschaft. Ein Teil flüchtet durch einen

rückwärtigen, nur diesen Leuten bekannten Ausgang, ein anderer sucht in den Keller zu kommen und nur einzelne, die gegenwärtig nichts von die „Höh“, von der Polizei zu fürchten haben, bleiben ruhig auf ihren Plätzen. Ein Polizeikommissar erscheint, von Wachleuten und Detektives begleitet. Die wenigen in der Spieße zurückgebliebenen Gäste werden perlustriert. Es sind alte Bekannte der „Kiberer“, der Polizeiagenten. Gegenwärtig kann man ihnen nichts anhaben. Man läßt sie ruhig sitzen. Der Beamte spricht noch mit dem Wirt. Er fragt, ob er den „Stein-Franz“ schon lange nicht gesehen habe. Mit der unschuldigsten Miene verneint der Wirt, obwohl der Stein-Franz jener Schränker ist, der die Orgie im Hinterzimmer veranstaltet und der sich jetzt im Bette des Wirtes versteckt hat.

Die Streifung entfernt sich wieder, die Verbrecher kommen wieder aus ihren Verstecken hervor. „Abgeblitzt!“ rufen sie sich gegenseitig zu, zum Hohn auf die Polizei, und bald darauf sind Gelage und Spiel wieder in frohem Gang.

Die Wams.

Die Leute wissen, daß sie für diese Nacht Ruhe haben werden, daß keine Störung mehr eintreten wird, und voll Sorglosigkeit ergeben sie sich dem Vergnügen. Sie achten gar nicht darauf, daß einer aus der „Spieße“ verschwunden ist, daß er auch nicht mehr wiederkehrte, als die „Höh“ wieder abgezogen war.

Der junge Bursche, ein blatternarbiger, rothaariger Mensch mit schielenden Augen und zerfetztem, abgerissenen Gewand, ist unbemerkt auf die Straße geschlüpft und im Nebel sucht er längs der Straße, die sich dem Donau-

kanal entlang zieht, die polizeiliche Kommission. Beim Schein der Laterne sieht er die Helme der Wachleute glitzern. Er eilt dorthin. Den Kommissär will er sprechen, aber allein, ohne Zeugen. Der Beamte tritt mit ihm einige Schritte zur Seite, der Nebel verdeckt sie den Blicken der anderen.

„Was gibt's denn, Rotfuchs?“ fragt der Beamte den ihm Wohlbekannten.

„I hätt' 'was zum wamsen (anzugeben)! Sie wollen den Stein-Franz verschütten (verhaften)! I wüßt, wo er stockt (hauft)!“

„Warum willst du es denn zünden (angeben)!“ fragt der Beamte mißtrauisch, da er eine Falle fürchtet, in die ihn der Strolch locken will.

„I hab' mit ihm noch an alte Rechnung auszutragen, weil er mir meine Alte verrissen (meine Geliebte abspenstig gemacht) hat. Jetzt hat er an Schrank g'stürzt (Einbruch verübt), i hab' ihn bitt', er soll mir zwa Krumpe (zehn Gulden) für a neue Schal'n (Gewand) geben, aber er hat mir ane g'riebe (Ohrfeige gegeben). Deshalb verwam' ich ihn.“

Der Beamte wußte aber, daß Rache nicht das einzige Motiv des Verrates sei, daß der Rotfuchs auch etwas dafür haben wolle, und er fragte ihn darum.

„No, mir reiben (geben) S' halt an Dreier (drei Gulden) und richten S' mir, daß i, wenn i das nächste Mal einihupf (arretiert werde), net das Weisl (Ausweisung aus dem Polizeirayon) krieg!“

Der Beamte sagte dies zu und der Rotfuchs setzte seine Angaben fort: „Der Stein-Franz ist jetzt stranzenskat (unterstandslos). Er ist aber jetzt, wie jeden Abend, in der Spieße, und wenn S' noch einmal vorsichtig umkehren, können S' ihn dort verschütten. Er sitzt im Hinterzimmer, und wenn die Straf kommt, versteckt er

sich im Bett vom Wirt oder in der Golemische (Wagendach) im Hof. Den Murer hat er zum Teil schon verpaßt, den andern Teil hat er in Unter-Mokum (untere Stadt) Kawure gelegt (versteckt).“

Der Polizeikommissär traf sofort seine Verfügung. Ein Teil der Wache und ein Detektivinspektor wurden nochmals zur Spieße zurückbeordert und dort nahmen sie tatsächlich den Stein-Franz fest, der wirklich Franz Thanhäuser heißt und nur wegen seiner vielen Vorstrafen, die er im Zuchthause Stein abgebüßt hatte, den Spitznamen Stein-Franzel erhalten hat. Der Beamte selbst begab sich mit einigen Agenten unter der Führung des Rotfuchs, der die Wams gemacht hatte, zu dem Versteck der gestohlenen Wertgegenstände.

In der Unterwelt.

Der Beamte, die Detektives und der Verräter wandern dem Donaukanal entlang, bis zur Sophienbrücke, in deren Nähe ein kleiner turmartiger Bau den Einstiegschacht zum Sammelkanal der Stadt zeigt. Unterwegs fragt der Beamte seinen Begleiter, ob er die Stelle sofort wiederfinden würde, an welcher der „Murer“ liegt.

„Den Platz selbst weiß ich nicht. Aber da unten pfeift (schläft) eine Platten (Gesellschaft), zu welcher auch der g'flickte Pepi (blatternarbige Josef) gehört. Der weiß sicher alles und der legt bald etwas nieder (gesteht bald ein)!“

Mit einer „Tartel“ (Sperrhaken) öffnet der Rotfuchs den Eingang zum Einstiegschacht. Über die schmale Wendeltreppe führt der Weg abwärts in die Tiefe. Unten betritt man eine breite Straße, mit einem Rinnsal in der Mitte, Trottoirs zu beiden Seiten, von einem festgefügtten Ziegelbau überwölbt. In den Gängen, die mehr

als mannshoch sind, kann man bequem aufrecht gehen. Von hier aus läuft ein weitverzweigtes Geäder von Straßen und Gassen, ein Gewirr von Redouten und Schächten. Das ist eine Stadt für sich, eine Anlage parallel mit der der Oberwelt, nur die Häuser fehlen. Ein warmer Dunst, Moderluft schlägt den Eindringenden entgegen, je tiefer sie hinabsteigen. Hier ist das Asyl vieler Verbrecher, der Schlupfwinkel zahlreicher Obdachloser, die sich hierher flüchten, wenn sie verfolgt sind und ihre Diebsbeute hier unterbringen. Das Kanalsystem der Stadt mit seinem weitverzweigten Geäde, dessen Ausläufer sich unter jeder Gasse, zu dem Fundamente eines jeden Hauses hinziehen, ist ein großes Freiquartier für jene, die mit den Gesezen in ewiger Fehde leben, und alle Versuche zur Delogierung dieser ungebetenen Gäste sind erfolglos geblieben. Sie haufen hier unten beinahe unbehelligt, sie haben hier, zu kleinen Trupps vereinigt, ihre ständigen Nachtquartiere. Die Beute heben einfach das Kanalgitter in irgend einer menschenleeren Straße auf und klettern durch den Kamin über die im Mauerwerk eingefügten Steigeisen hinunter, ihrer Schlafstelle zu.

Hierher in diese Unterwelt führt der Rotfuchs die Polizeiorgane. Sie schreiten den breiten Sammelkanal entlang. An den Seiten bemerkt man Abzweigungen, welche zu den Bezirks- und Straßenkanälen führen. In die tiefe Finsternis eines dieser Straßenkanäle hinein führt der Weg. Die kleine Laterne in der Hand eines Detektives verbreitet mit ihrem rötlichen, den Dunstkreis kaum durchbrechenden Licht nur einen trüben, ungewissen Schimmer. Von dem warmfeuchten Mauerwerk rieselt Wasser nieder, Ratten huschen über den Weg; wenn man sich einem Kamine nähert, in dessen Höhe das Kanalgitter im Trottoir eingefügt ist, hört man den Odem der Großstadt hier unten in der Tiefe verklingen. Wie

Summen und Surren hört sich das hastige Getriebe an, der Straßenlärm, der Wagenverkehr, das Gebimmel der Elektrischen. Je weiter man sich von dem Kamine wieder entfernt, desto weniger vernehmlich wird das Geräusch, bis es ganz erstickt, bis es stille wird, wie in einem Grabe.

Bei der Biegung um eine Ecke sieht die Kommission ferne die Strahlen elektrischer Lichter. Beim Ausblitzen des Lichtes zieht sich der Rotfuchs sofort wieder hinter die schützende Ecke zurück und hierher folgen ihm auch der Beamte mit seinen Agenten.

„Das ist der Schlupf (Unterstand) vom g'lickten Pepi, dort stockt er mit seiner Platten!“

Der Kommissär braucht nicht mehr zu wissen. Er zahlt dem Wagabunden den zugesagten Verräterlohn aus. Der Rotfuchs hält sich hinter der Mauerecke versteckt, er will abwarten, welchen Ausgang die Expedition nehmen werde. Langsam und vorsichtig, Kagen gleich behende und geräuschlos vorwärts gleitend, nähern sich der Beamte und die Detektives dem Ende des Ganges, der sich hier zu einer kleinen Redoute erweitert. Hier sitzen und liegen etwa zehn Verbrecher auf Koken und Deckensezen und sonstigem gestohlenen Zeug zusammen und erzählen sich ihre Tageserlebnisse. So vorsichtig sich die polizeilichen Organe aber auch nähern, das geschärfte Gehör der Verbrecher hat doch das verdächtige Geräusch vernommen. Die Leute haben sich früher das elektrische Licht aufgedreht, um Beleuchtung in ihrem Nachtquartiere zu haben. Plötzlich wird es finster, tiefe Schatten umgeben die kleine Patrouille, das Lichtchen in der Hand des Detektives genügt kaum, um die allernächste Umgebung zu erhellen, und in der Finsternis hört man die eilenden Schritte der nach allen Seiten Flüchtenden. An eine Verfolgung ist da nicht mehr zu denken. Die Leute, die

sich in dem unterirdischen Wien besser orientieren als die Polizeiagenten, sind in den Seitengassen und Kanälchen verschwunden, man hört noch ihren raschen Lauf, dann verhallen ihre Schritte, bis man nichts mehr hört, bis wieder tiefe Grabesstille die Kommission umfängt. Dann plötzlich ertönt ein langgezogener Pfiff, der in dem niederen Gewölbe einen vielfachen Widerhall findet, ein zweiter Pfiff und ein dritter folgen, das Signal wird weiter gegeben, von Kanal zu Kanal, bis hinaus an die Peripherie der Stadt. Die Gäste des Hotel „Unter Wien“ sind gewarnt, sie wissen, daß Polizei die Kanäle heimgesucht hat.

Die Kommission kann nicht mehr tun, als die Schlafstelle der Platte, die man aufgestöbert hat, durchsuchen. Die Kojenreste und die Fegen werden umgekehrt, das verfaulte Stroh wird durchwühlt, aber man findet nichts, was für den vorliegenden Fall von Interesse wäre. Ein Notizbuch, das einer der Verbrecher im Stroh versteckt oder auf der raschen Flucht vergessen, verloren hat, ist die einzige Ausbeute. Der Rückzug wird angetreten. Nur schwer findet sich der Beamte mit seinen Hilfsorganen zurecht und erst nach längerem Umherirren gelangen sie zum Aufstiegschacht, der auf den Karlsplatz führt, aus der Welt des Elends und des Verbrechens in das vornehme, moderne Wien.

Der Slichenerzinken.

Der Rotfuchs war seit dieser Expedition verschollen. Die Beamten der Kriminalpolizei hörten nichts mehr von ihm, die Polizeiagenten konnten über ihn nichts mehr in Erfahrung bringen. Einige Wochen nachher meldete sich bei der Polizei ein Kaufmann mit der Anzeige, daß ihm seine Geldbörse, die wohl nicht viel enthalten hatte, ge-

stohlen worden sei. Abends war er auf dem Heimwege von seinem Geschäfte in der Mariahilferstraße vor einem Auslagefenster stehen geblieben, und in dem hier herrschenden Gedränge mußte der Diebstahl verübt worden sein. Ein Mensch, der knapp neben ihm gestanden war, sei ihm verdächtig.

Der Anzeiger wurde in das Verbrecheralbum geführt. Ein großer Raum mit bis zur Decke reichenden Regalen. Auf der einen Seite die Bilder der bereits bestrafte Verbrecher nach dem Alphabet der Namen geordnet, die Regale der anderen Seite sind nach den Kategorien des Verbrechens eingeteilt. Die Bilder von Hochstaplern und Falschspielern, Betrügern und Mädchenhändlern, Bodeneinbrechern und Telephondrahtdieben sind hier nach ihrer Spezialität geordnet und in je einem Regal verwahrt.

„Eliberer!“ (Taschendiebe), sagte der Polizeibeamte, welcher den Anzeiger begleitete, einfach zu einem der Hilfsbeamten im Verbrecheralbum.

„Männlich?“ fragte dieser.

Auf die bejahende Antwort zog er dann das Kartensfach heraus, auf dessen Außenseite man lesen konnte: „Taschendiebe, männlich.“ Die Personbeschreibung, welche der Bestohlene geben konnte, war nur eine sehr mangelhafte. Er konnte sich nur erinnern, daß der Mann mittelgroß, mager und rothaarig war. Auffällig war an ihm eine rote Narbe, die quer über seine Wange lief.

„Der Rotfuchs!“ sagten der Beamte und der Kanzlist des Verbrecheralbums beinahe gleichzeitig. Die Photographie wurde herausgesucht und dem Anzeiger vorgelegt. „Eine Ähnlichkeit ist vorhanden!“ erwiderte dieser. „Der Mann hatte aber eine vernarbte Wunde an der Wange!“ Im Register wurden jene Taschendiebe nachgeschlagen, die besondere Merkmale, Narben oder Mutter-

male hatten. Auch diese Bilder wurden dem Bestohlenen vorgewiesen, er erkannte aber in keiner der Photographien den Verdächtigen.

„Es bleibt also nur der Rotfuchs!“ sagte der Polizist. Die Personbeschreibung des Diebes mit dem Narbmal auf der Wange wurde telegraphisch allen Wachtuben und Wachposten bekannt gegeben. Polizeiagenten von der Diebsfänger-Brigade wurden beauftragt, nach dem Manne zu forschen und hauptsächlich Tramwayhaltestellen, Geschäftsauslagen und die anderen Orte zu beobachten, an denen größeres Gedränge herrscht. Nach einiger Zeit gelang es, den Gesuchten zu eruieren, er hatte die von dem Bestohlenen angegebene Narbe an der Wange. Bei dem Verhöre wurde er auch über die Ursache dieser Verletzung befragt.

„Ja, leider!“ sagte er. „Ein Slichenerzink!“ (Verräterzeichen). Und dann erzählte er, daß ihm der damalige Verrat an dem „Stein-Franz“ übel bekommen sei. Durch irgend einen Zufall hatten es seine Genossen erfahren und als er eines Abends in den Kanal absteigen wollte, um sein Nachtlager aufzusuchen, wurde er von zwei Leuten überfallen, die ihm den Messerschnitt in die Wange als Denkzettel für den Verrat beigebracht hatten. Ein Zigeuner, der auch in den Kanälen wohnt, heilte ihn wieder, aber die Narbe verging nicht mehr. Es war ein ewiger Slichenerzink, die Narbe warnt die Genossen vor ihm, sie sagt ihnen, daß der Rotfuchs ein Verräter sei.

Die Manschette als Verräterin.

Eine ganz eigenartige Einbrecherspezialität war der Wiener Kommiss Gröschl. Während des Sommers 1893 nahmen die Einbruchsdiebstähle in Wien in erschreckender

Weise zu, besonders in den Wohnungen, die leerstanden, weil die Parteien auf Sommerfrische waren. Von der Gasse aus konnte der Einbrecher an den mit Papier verhängten Fenstern, an den stets herabgelassenen Rouleaus leicht erkennen, welche Hausparteien auf dem Lande weilten, in welchen Wohnungen er keine Störung zu befürchten hatte und die Entdeckung der Einbrüche auf längere Zeit hinausgeschoben war. Diese Wohnungen waren sein Operationsfeld. Er durchschnitt die Türfüllungen, was keine besonderen Schwierigkeiten bietet. Bei den modernen Türen sind die Füllungen in das Holz der Tür in Scharnieren eingeschoben und an diesen Scharnierstellen ist das Holz am dünnsten. Nachdem er das Geviert einer solchen Türfüllung ausgeschnitten hatte, kroch er durch die Öffnung in das Vorzimmer, legte das ausgeschnittene Holzstück sofort wieder in die Scharniere ein und verstrich die Schnittstellen mit Farbe. In der Wohnung stahl er, was ihm in die Hände fiel und entfernte sich dann wieder unbetmerkt.

Die Beamten der Sicherheitspolizei waren in Ver zweiflung. Trotz aller Mühe gelang es nicht, den gefährlichen Schränker zu eruiieren. Es war ziemlich sicher, daß er kein zünftiger Verbrecher war, daß er noch nicht in Strafanstalten interniert gewesen ist, denn es fehlten die Anzeichen des sonst solchen Verbrechern anhaftenden Aberglaubens. Die meisten von ihnen lassen irgend einen Gegenstand, der ihr Eigentum war, auf dem Tatorte zurück und glauben dann, daß sie nicht als die Täter eruiert werden. Zumeist verrichten die Einbrecher ihre Notdurft am Orte der Tat, decken die Exkremeute mit dem Taschentuche oder mit einem Papier zu und glauben dann unentdeckt zu bleiben, wenn sie mit der Tat fertig sind, solange sich der Kot warm erhält. Nichts dergleichen fand man aber in den erbrochenen Wohnungen vor.

Alle Nachforschungen nach dem Täter blieben ohne Erfolg. Fast jede Woche wurden neue Einbruchsdiebstähle angezeigt, die Schadenssumme wuchs beunruhigend und der Einbrecher wurde so kühn, daß er in einer der erbrochenen Wohnungen den ganzen Sonntag verblieb und auch dort übernachtete.

Bei einem dieser Einbruchdiebstähle fand man auf dem Tatorte eine Manschette vor. Sie genügte, um dank der Energie und Tüchtigkeit des Chefs des Wiener Sicherheitsbureau, Polizeirat Stukart, den Täter zu eruiieren. Die Manschette hatte an ihrer Innenseite das Merkzeichen der Puzerei und ein Polizeiaгент ging von Waschanstalt zu Waschanstalt, durch alle Gassen und Gäßchen Wiens, bis er festgestellt hatte, in welcher Puzerei dieses Wäsche-merkzeichen verwendet wurde. Hier erfuhr er auch, wessen Wäsche mit dieser Nummer versehen wurde. Der Kommiss Gröschl wurde dadurch verhaftet, er war der Täter.

Gröschl war in einem Geschäft angestellt, man hielt ihn für einen ehrlichen, anständigen Menschen, seine Chefs stellten ihm das beste Zeugnis aus. Stets war er um zehn Uhr abends zuhause. Dies gilt in Wien als ein Zeichen besonderer Anständigkeit und Solidität. Die Einbruchsdiebstähle verübte er eben nur in der Mittagspause. Seine Absicht war, durch diese Verbrechen eine genügend große Summe zu erwerben, um seine Braut heiraten und sich selbständig etablieren zu können. Der Urteilspruch über ihn konnte nicht gefällt werden. Als er im Landesgerichte zu einem Verhör geführt wurde, stürzte er sich kopfüber vom dritten Stockwerke in das Stiegenhaus hinab und war sofort tot. Seither ist das Stiegengeländer im Gefangenhaustrakt des Wiener Landgerichtes mit einem hohen Gitter versehen, um einen derartigen Selbstmord zu verhindern.

Die Einbrecher im Frack.

Im „Café Edison“ auf dem Wiener Franz Josefskai fand sich vor einigen Jahren an jedem Nachmittage eine elegante Gesellschaft ein; drei Personen, die auf das beste gekleidet waren, vornehm auftraten und sich dort stundenlang beim Kartenspiel gemütlich unterhielten. Fast täglich war ihr ständiger „Kiebitz“ bei der Partie ein Detektivinspektor, der als sehr tüchtig in seinem Fache galt. Wer die eleganten Leute waren, wußte man nicht recht. Persische Edelsteinhändler hieß es; niemand kümmerte sich weiter um deren Erwerb.

Zur selben Zeit wurden in Wien und zwar meist im ersten Bezirke auffallend viele Einbruchsdiebstähle in großen Geschäftshäusern verübt. Große Summen fielen den Dieben in die Hände. Die Polizei ließ zur Nachtzeit große Streifungen in den Straßen veranstalten, den Gewölbewächtern wurde genaueste Aufmerksamkeit eingeschärft und wie überall, so bildeten auch an dem Spieltische im Café Edison diese Einbruchsdiebstähle oft den Gesprächstoff. Der Detektive erzählte den „persischen Edelsteinhändlern“ von den Vorkehrungen der Polizei, von den Streifungen, welchen Gassen und welchen Geschäften die Hauptaufmerksamkeit zugewendet werde.

Abends konnte man die drei fremden Herren im Frack bei der Vorstellung des Operntheaters, dann in einem vornehmen Restaurant sehen. Wo sie von dort aus hingingen, erfuhr man erst viel später, als sie verhaftet wurden. Diese drei eleganten Herren, die so sicher auftraten, die mit dem Detektive auf bestem Fuße standen, waren die langgesuchten Kasseneinbrecher, welche die großen Geschäfte in der inneren Stadt so lange Zeit hindurch ausgeplündert haben. Es war eine internationale Kompagnie, deren Chefs die Griechen Perikles Affendakis und Papa-

costa waren, und welcher mehrere Serben und Italiener angehörten. Ihr Verkehr mit dem Detektive war für sie von großem Vorteil, weil er ihnen selbst, wenn auch unbewußt, verriet, in welchen Nächten und an welchen Orten Streifungen vorgenommen würden. Sie verübten ihre kühnen Einbruchsdiebstähle aber nicht nur in Wien, sondern haben auch „Geschäftsreisen“ nach Triest, Budapest, Prag und Brünn unternommen.

Ihre Werkzeuge waren eine Sehenswürdigkeit an eleganter Ausführung und Präzision. Sie bildeten ein ganzes Arsenal an Einbruchswerkzeugen und werden noch heute im Wiener Polizeimuseum aufbewahrt. Bei Tag spielten sie elegante Lebemänner, Affendakis hatte sich sogar in Wien mit einem Mädchen aus angesehenem Bürgerhause verlobt; nach Mitternacht gingen sie ihrem Handwerke, dem Einbruch nach.

Der wahnsinnige Kirchendieb.

Oft hört man von aufsehenerregenden Einbruchsdiebstählen in Museen oder in Kirchen und man wäre veranlaßt anzunehmen, daß diese Einbrecher eine eigene Spezialität bilden. Dem ist jedoch nicht so. Das Museum und die Kirche mit ihren Kunstschätzen sind für den Einbrecher ungefähr dasselbe, wie Juwelenläden, und er trachtet, sich in den Besitz des einen oder des anderen ihm wertvoll erscheinenden Gegenstandes zu setzen. Oft kennt er nicht einmal den großen Wert des Gestohlenen. So wurde beispielsweise aus dem Wiener Hofmuseum vor wenigen Jahren das Schwert des oberösterreichischen Bauernführers Stefan Fadinger entwendet und der Dieb veräußerte dasselbe für ein Spottgeld an einen Trödler. Drei andere Verbrecher wieder haben aus der Wiener

Universitätssternwarte verschiedene Instrumente entwendet, die einen Wert von 25 000 Kronen repräsentierten und verkauften ihre Beute, in Unkenntnis ihres Wertes, als Metall an einen Eisenwarenhändler für 19 Kronen. Im Heeresmuseum des Wiener Arsenalles verschwand vor einigen Jahren der sehr wertvolle, mit prächtigen Edelsteinen besetzte Marschallstab Radezkys auf rätselhafte Weise aus der Vitrine und ist nicht wieder zum Vorschein gekommen.

In der Stefanskirche hat sich vor wenigen Jahren ein Einbrecher einschließen lassen, hielt sich in einem Beichtstuhl verborgen und stahl während der Nacht die mit vielen Tausenden bewerteten Edelsteine, welche das Altarbild schmückten. Am frühen Morgen, nachdem die Kirche geöffnet worden war, entkam der Täter mit seiner Beute und wurde nicht mehr eruiert.

Im allgemeinen pflegt die Wiener Polizei sofort nach dem Bekanntwerden eines Kircheneinbruches nach Franz Werdau zu forschen. Werdau ist ein etwa 35jähriger Mensch. Er ist aus guter Familie, hat eine sorgfältige Erziehung genossen, seinen Eltern jedoch durch schlimme Streiche vielen Kummer bereitet. Seine Spezialität waren Kirchendiebstähle. Er begann als Opferstockdieb, indem er die in den Kirchen aufgestellten Opferstöcke erbrach und entleerte, oder das Geld mit Leimruten aus den Opferstöcken hervorholte. Später entwendete er aus Kirchen goldene Kelche, silberne Armleuchter und andere Gegenstände von Wert.

Oft wurde er verhaftet und zu Arreststrafen verurteilt, bis man erkannte, daß er wahnsinnig sei und ihn einer Irrenanstalt übergab. Mit seltenem Raffinement vermochte Werdau zu wiederholten Malen seine Wärter zu täuschen und aus der Heilanstalt zu entkommen. Stets tauchte er dann wenige Tage nachher in Wien auf und

verübte hier einen auffeherregenden Einbruch in einer Kirche. Die Sicherheitspolizei fragte nach derartigen Einbrüchen telegraphisch bei der Leitung der betreffenden Irrenanstalt an; die Antwortsdepesche bestätigte die Vermutung, daß Werdau entkommen, daß er der Täter war. Man eruierte ihn wieder, übergab ihn wieder der Heilanstalt.

Bei den Verhören machte Werdau keinen ungünstigen Eindruck. Er hat sympathische Gesichtszüge, der blondlockige Kopf sieht eher wie der eines jungen Künstlers aus. Werdau drückte sich bei den Verhandlungen stets sehr gewählt aus und verwahrte sich bei den Verhören energisch dagegen, für einen Wahnsinnigen gehalten zu werden. Er wollte lieber in die Strafanstalt, als in das Irrenhaus kommen und wußte dafür sehr scharfsinnig zu plaidieren. Jetzt ist er seit Jahren wieder in der Irrenanstalt und wird dort natürlich mit aller Vorsicht bewacht.

Die kleinen Geheimnisse des Metiers.

Gaunerzinken.

Außer ihrem eigenen Sprachidiom haben die Verbrecher noch vielerlei Verständigungsmittel, „Zinken“, wie sie sie nennen. Einer der bekanntesten Zinken ist das gegenseitige Verständigungszeichen, die zu einem C gekrümmten Daumen und Zeigefinger und das Zwinkern mit den Augenlidern. Der „Slichenerzinken“ soll den Verräter kennzeichnen, die an der Mauer eines Hauses aufgezeichnete offene Hand bedeutet, daß Bettler hier Almosen erhalten, das Kreuz ist der „Zinken“, daß Bettler abgewiesen werden. Diese graphischen Zinken, die der Laie ganz unbeachtet läßt, deren Bedeutung er nicht versteht und die er von Kinderhand ganz zufällig hingezeichnet glaubt, sagen dem Verbrecher gar viel. Der Pfeil, dessen Linie oben und unten Striche hat, teilt dem Nachkommenden mit, welcher Weg von der Bande eingeschlagen wurde, wie viele Männer, wie viele Frauen bei der Bande sind. Einbrecher haben ihre Zinken, berühmte Verbrecher haben ihre eigenen Zeichen, die für den Wissenden einer Unterschrift gleichkommen. Mittelfst Zinken verständigen sich auch Verbrecher, die miteinander nicht reden können, sei es weil sie bei Gericht bei einer Konfrontation stehen, oder jedes Geräusch, auch das der leisesten Sprache vermeiden müssen. Zwinkern mit den Augen, Schlenkern mit allen Händen, der zu Boden oder

auf die Decke gerichtete Blick und so vieles andere hat seine besondere Bedeutung. Man kann es Untersuchungs-häftlingen nicht verwehren, daß sie von Zeit zu Zeit die Besuche ihrer Angehörigen empfangen. Selbstverständlich sind auch Gerichtsbeamte bei diesen Besuchen anwesend, aber die Verbrecher wechseln mit den Besuchern scheinbar harmlose Worte, welche jedoch für das Stadium der Untersuchung von großer Bedeutung sind. Diese Worte sind ebenfalls Zinken und mit ihrer Hilfe ist es schon schuldigen Verbrechern gelungen, sich ein Alibi zu konstruieren. Oft werden bei derartigen Besuchen den Häftlingen auch Briefe „zugeplantet“. Als Versteck für die Briefe werden die Haare auf dem Kopf eines Kindes gewählt. Der Gerichtsbeamte kann es nicht wehren, wenn der Verbrecher sein Kind, das ihn besucht, stürmisch, anscheinend mit Leidenschaft umarmt und dieser Augenblick genügt schon dem Verbrecher, den Brief aus den Haaren des Kindes an sich zu nehmen und zu verbergen. Sympathetische Tinte, deren Schriftzüge erst nach Erwärmung lesbar werden, benutzt man auch zu geheimen Verständigungen.

Zu den geheimen Verständigungen gehören auch die akustischen Zinken, die Lock- und Warnsignale. Inhaftierte Häftlinge verständigen sich mittelst akustischer Zinken und der Verbrecher, der sich in einer Zelle des dritten Stockwerkes befindet, kann seine Signale bis zu seinem Komplizen weitgeben, der in einer Parterrezelle des gegenüberliegenden Traktes inhaftiert ist. Die Verständigung erfolgt mittelst einer Klopfsprache, „Hakesen“ genannt. Die Klopfsignale, welche ihre Bedeutung haben, werden von den Häftlingen von Zelle zu Zelle weiter gegeben, bis sie an das Ziel gelangen und viele behördliche Vorsichtsmaßregeln werden infolge der geheimen Zinken und des Zusammenhaltens der Verbrecher umgangen.

Verbrecherpraktiken.

Nicht nur bei der Vorbereitung und der Ausführung der That, sondern auch im Verhalten nach verübtem Verbrechen, bei der Flucht und bei der Verwertung des Gestohlenen oder Geraubten wird sich der Stümper vom Meister unterscheiden.

Der ungeübte Verbrecher flieht nach verübter That in derselben Gestalt, in der er sein Verbrechen verübt hat. Der geübtere trifft für die Flucht besondere Vorbereitungen, indem er sein Außeres ändert. Er heuchelt Gebrechen, Taubheit, färbt sich die Haare, nimmt einen falschen Bart um. Der Meister der Verbrechen aber verstellt sich bei Verübung der That und flieht dann in seiner natürlichen Gestalt. Vor der That schon legt er sich einen falschen Namen bei und ändert sein Aussehen. Er simuliert Hinken und Stottern, trägt eine Perücke, macht sich beliebter, als er ist. Er versteht es sogar, seine Figur zu verkleinern. Er schminkt sich wie ein Schauspieler, der junge Mensch wird zum alten, gebrechlichen, zitternden Greis. Er entstellt sein Gesicht durch aufgemalte Narben und Muttermale. Er macht aus sich selbst einen ganz anderen. Ist die That geglückt, so läßt er die Verstellung fallen und auf der Flucht bedient er sich seines wirklichen Namens, für den er gültige Dokumente besitzt. In dem nach ihm erlassenen Steckbriefe wird er von Personen, die ihn während der That gesehen haben, genau beschrieben. Die Personsbeschreibung wird telegraphisch den Polizeistellen, den Grenzbehörden mitgeteilt. Die Polizeiorgane forschen nach dem alten, hinkenden Manne, der eine blaue Brille trägt, und mittlerweile geht an ihnen der Verbrecher vorüber, ein junger Mensch, der kein Gebrechen hat, den niemand verdächtigt. Der Verbrecher hat seine Verstellung fallen lassen, seine wirkliche Gestalt ist für ihn die beste Maske.

Mysteriöse Häftlinge.

Selbstverständlich macht der Verbrecher bei der Verhaftung, wo es nur irgend geht, den Versuch, die Agnoszierung zu verhindern, indem er einen falschen Namen angibt. Das ganze Nationale, Namen, Alter, Geburtsort, Beruf fälscht er womöglich. Der Häftling legt sich entweder einen falschen Namen bei, wenn er von einer anderen Behörde wegen eines anderen Deliktes verfolgt wird, oder wenn er es verhindern will, daß man seine Vorstrafen erfahre, weil das Urteil über einen Vorbestraften strenger ist, als das über einen bisher Unbescholtenen. Oft will der Verbrecher mit der Namensänderung auch verhindern, daß man ihn in seine Heimatgemeinde abschiebe. Nicht immer gelingt es, durch die Agnoszierung nach der Photographie oder durch die anthropometrischen Messungen die Häftlinge zu identifizieren.

So befand sich im Wiener Polizeigefangenhause ein Mann zwei Jahre lang in Haft. Er erzählte allerhand Geschichten über seine Herkunft, verlegte seinen Geburtsort bald nach Norwegen und dann wieder nach der Türkei. Er nannte alle europäischen Länder, nur von Rußland erwähnte er nichts. Er hatte sich keines Verbrechens schuldig gemacht und befand sich nur deshalb in Haft, weil er nachts unterstands- und subsistenzlos aufgegriffen worden war. Man wollte ihn in seine Heimatgemeinde oder an die Grenze seines Heimatlandes abschieben, aber durch lügenhafte Ausflüchte verhinderte er die Feststellung seiner Identität. Wegen seiner langen Internierung im Polizeihause hatte man ihn bereits mit dem Spitznamen „Der Stubenvater des Gefangenhauses“ belegt. Erst nach zwei Jahren gelang es, festzustellen, daß er russischer Untertan war. Er war als junger Mensch aus Furcht vor dem Militärdienst

aus seinem Vaterlande entflohen und da er wegen Desertion eine strenge Strafe befürchtete, weigerte er sich so lange, seine Identität bekannt zu geben.

Ein weiblicher Häftling, der ebenfalls lange Zeit im Wiener Polizeigefängnisse interniert war, machte den Behörden noch größere Schwierigkeiten. Im Krankenhause hatte ein Mädchen um Aufnahme angesucht, das sich Schachme Ismaeli nannte und eine Schutzverletzung im Bein hatte. Das Mädchen hatte einen fremdländischen Typus, gebräuntes Gesicht, schwarzes, dichtes Haar, glänzende schwarze Augen. Djenke Hochem sprach ein Idiom, das niemand verstand, man nahm an, daß es arabisch sei. Die Direktion des Krankenhauses verständigte die Polizei von der merkwürdigen Patientin. Ein Kommissär fand sich im Spitale ein, er konnte sich mit der Kranken nicht verständigen. Nach ihrer Genesung wurde die angebliche Araberin der Polizei überstellt. Professoren der orientalischen Akademie, Sprachforscher, Personen, die in der Fremdenlegion gedient hatten, daher die Idiome der nordafrikanischen Völker kannten, wurden zur Polizei berufen, um mit Djenke Hochem zu sprechen. Keiner konnte sie aber verstehen. Die Professoren gaben an, daß ihre Ausdrücke wohl ein arabischer Dialekt sein müßten, andere gelehrte Sprachforscher wieder erklärten, daß die Sprache des Mädchens die irgendeines innerasiatischen Volkstammes sein dürfte.

Erst nach längerer Zeit wurde festgestellt, daß der mysteriöse Häftling sowohl die Polizei, als auch die Professoren und Sprachforscher zum besten gehalten habe. Ihre Sprache war ein vom Augenblick eingegebenes, nichts bedeutendes Kauderwelsch. Sie war eine Zigeunerin, welche außer dem Idiom ihres Volkstammes auch sehr gut ungarisch, sowie etwas deutsch verstand. Sie hieß mit ihrem richtigen Namen Klara Beycsi.

Über die Ursache der Schußverletzung befragt, erzählte sie eine abenteuerliche Geschichte. Sie sei in einem Harem in Nordafrika gefangen gehalten worden und eines Tages entflohen. Auf ihrer Flucht hatte sie die Bekanntschaft eines Mannes gemacht, der sie bis in die Nähe von Wien gebracht und da auf einem Feldwege überfallen, ihrer Barschaft und ihres Schmuckes beraubt und sie sodann durch einen Revolverschuß verletzt habe. Es wurde aber erhoben, daß an dieser Erzählung kein wahres Wort war. Die angebliche Araberin war in einem Freudenhause in Rumänien gewesen und hatte einen Besucher dieses Hauses bestohlen. Da sie die Polizei fürchtete, war sie geflohen und verübte während ihrer Flucht, von Rumänien nach Wien bei galanten Zusammenkünften, die sie hatte, noch verschiedene Diebstähle.

Die Schußverletzung hatte sie sich selbst unbeabsichtigt beigebracht. Sie hatte einen ihrer Klienten, in dessen Wohnung sie übernachtet hatte, den Revolver entwendet. Sie hielt die Waffe für ungeladen und wollte sie veräußern. Plötzlich entlud sich der Revolver und das Projektil streifte das Mädchen am Bein. Es hatte viele Mühe, unendliche Schreibereien und verhältnismäßig nicht unbedeutende Spesen gekostet, um die Identität der Diebin und den wahren Sachverhalt festzustellen.

Die Formen des Betruges.

Die Wahrsagerin.

Der Verbrecher, der selbst oft von Aberglauben befangen ist, der bei Verübung seiner Taten Dinge begeht, die ihm der Aberglaube eingibt, benutzt auch den Aberglauben anderer, um diese zu betrügen. „Jedioner“ nennen die Verbrecher jene Genossen, welche als Wahrsager den Dummen das Geld abnehmen.

Die Zigeunerin prophezeit die Zukunft aus den Linien der inneren Handfläche; die Wahrsagerin, die in der Stadt lebt, ihre große Klientel, ihre reichen Einkünfte hat, benutzt die Karten oder den Kaffeesatz bei ihrer Kunst. Beim Wahrsagen mit Hilfe der Karten, beim „Kefesen“, prophezeien die Farben und die Figuren die Zukunft. So wird Rot Liebe und Glück, Grün Unannehmlichkeiten, Krankheit und überhaupt nur Schlechtes bedeuten; Schell kündigt eine böse Nachricht, eine Falschheit an und Eichel ist wieder eine Karte der Freude, sie bedeutet Geschenke und Geld.

Trotz der Aufklärung des Publikums, trotz der Bestrafung der Betrügerinnen, ist es nicht möglich gewesen, die Wahrsagerinnen auszurotten. Da lebt in Wien, in Mariahilf, eine alte Frau, die früher mit Not und Sorge zu kämpfen hatte und der es jetzt glänzend geht, seitdem sie die Wahrsagerei betreibt. Sie hält sich eine große

Wohnung und eine Empfangsdame. Die Empfangsdame hat einen Höcker, den jeder der Kommenden berühren muß. Die Berührung eines Buckels bringt Glück, sagt der Aberglaube. Das Wartezimmer der modernen Pythia ist stets von Klienten gefüllt und man wird auf eine harte Geduldsprobe gestellt, bis man in den Salon der Wahrsagerin gelangt. Nirgends ein Skelett, kein Totenschädel, keine Hieroglyphen. „Ich hasse diesen Schwindel!“ sagt die Wahrsagerin. „Wem Gott die Sehergabe geschenkt hat, der braucht diesen Tand nicht!“

Sie weisagt aus dem Kaffeesatz. Bedächtig und langsam schlürft sie den schwarzen Kaffee, das fein zerriebene Surrogat in der Schale zurücklassend. Der Besucher muß dreimal stark in seine leere Tasse hauchen und auf diese gießt die Prophetin dann den Kaffeesatz aus. Die Tasse wird dann auf einer Platte umgestürzt, die Wahrsagerin schwenkt Tasse und Platte umher und murmelt dabei unverständliche Laute, dann hebt sie die Tasse auf. Der Kaffeesatz ist in die Platte heruntergelaufen und hat an der Innenwand der Schale Rinnen und Windungen, Verzweigungen und Flecke zurückgelassen. Die Alte setzt ihre Brille auf, ihr „Geisterglas“, wie sie sagt, und studiert mit Eifer die Linien des in der Schale eingetrockneten Kaffeesatzes. Die geraden Rinnen, welche ohne Kreuzung bis zum Rande der Tasse laufen, bedeuten Glück, die gekreuzten sagen das Gegenteil. In den verworrenen Flecken will sie mit viel Phantasie Zeichnungen sehen. So einen Fuchs, der Falschheit bedeutet, einen Fisch, der Unangenehmes prophezeit, einen Anker, welcher gute Hoffnung weisagt. Vögel werden als gute Freunde, Hunde als frohe Botschaft, Punkte für Briefe, Weintrauben für Glück, Rosen für Ehre und Tauben für Gewinn ausgelegt. Die Leute glauben den Verheißungen der Wahrsagerin und bilden

sich selbst ein, hier den Kopf eines Vogels oder auf dem Schalengrunde die Blätter einer Rose gesehen zu haben, und voll neuer Hoffnungen oder hoffnungslos verlassen sie nach Bezahlung der Gebühr den Salon der Prophetin. Das Wahrsagen ist ein Betrug, der nur auf der Dummheit des Publikums basiert.

In der Fabrik des Stampiglienfälschers.

Eine Ortschaft ist abgebrannt. Grenzenloses Elend hat die Feuersbrunst verursacht. Die Einwohner sind obdachlos geworden, Not und Sorge sind dort eingezogen, wo früher leidliche Zufriedenheit war. Notstandsaktionen werden für die Bedrängten eingeleitet, die Tagesblätter veröffentlichen Aufrufe. Aber wie die Masgeier nach der Schlacht, so kommt hier das Verbrechen nach dem Unglück, um seinen trüben Vorteil zu finden.

Nicht bettelnd, nicht flehend kommt der Betrüger. Mit Selbstbewußtsein tritt er auf, als der Bevollmächtigte des organisierten Hilfskomitees. Er bittet nicht für sich, sondern für die armen Abbrandler. Er sendet seine Visitenkarte dem bekannten Wohltäter, dem hohen Offizier, dem großen Industriellen und Fabriksherrn, dem Kaufmann, dem Bankier. Unter dem Namen, dem etwa ein „Ritter von“ vorgelegt ist, liest man auf der Visitenkarte, daß der Angemeldete Besitzer vieler Ordensauszeichnungen und von dem Hilfskomitee für die Abbrandler mit dem Einsammeln von Spenden betraut sei.

Ein mit einiger Eleganz gekleideter Herr, der formgewandt das Zimmer betritt und mit großer Beredsamkeit all die Schrecknisse schildert, welche die Feuersbrunst in der so gewerbefleißigen Ortschaft verursacht hat. Die

Bewohner ringen mit dem Hungertode, und nie mehr könnten die kleinen Häuschen, die vor dem Brande so viel Glück und Zufriedenheit bargen, wieder erstehen, wenn nicht edle Wohltäter ihr Scherflein dazu beitragen wollten. Und dann slicht er in seine Rede ein, wie vorsichtig man bei Verabfolgung von Spenden sein müsse. Die Wohltätigkeitschwindler nehmen den wirklich Bedürftigen die Spenden weg, der Wohltäter ist der Betrogene, der Arme ist geschädigt. Aber dieser krasse Fall schreit nach Abhilfe, und er hoffe, keine Fehlbitte an das edle Herz des Angesprochenen gemacht zu haben.

Bei diesen Worten legt er ein Buch auf den Tisch, auf dessen ersten Seiten die gräßliche Notlage der armen Abbrandler kurz skizziert ist. Dann folgt die Erklärung, daß der betreffende Herr Ritter von . . . mit der Einnahme von Spenden betraut worden sei. Eine große Stampiglie der Gemeindevorsteherung und ein zweiter Stempel des Hilfskomitees erwecken den Schein der Echtheit. Man blättert das Buch durch und findet, daß der große Teppichfabrikant 300 Kronen, der Wechselstubenbesitzer 100 Kronen, das Großhandlungshaus dieselbe Summe gespendet hat usw. Neben jeder Spende ist die Stampiglie der betreffenden Firma eingefügt. Man will hinter diesen Spendern nicht zurückbleiben, ein bißchen Eitelkeit spielt noch mit, man zeichnet ebenfalls einen Betrag in das Buch ein, setzt die Stampiglie oder die Unterschrift daneben. Der Bevollmächtigte des Hilfskomitees übernimmt das Geld und dankt im Namen der Beschenkten. Man glaubt ein gutes Werk getan zu haben, und der Schwindler entfernt sich mit dem Gelde. Er hat ein leicht zu betörendes Opfer gefunden. Der Betrug wird nur in wenigen Fällen entdeckt und der Gefoppte schämt sich dann oft, die Polizei zu verständigen, weil er eingestehen müßte, daß er einem Betrüger aufgefressen ist.

Tausende und Tausende werden alljährlich auf diese oder ähnliche Weise herausgelockt. Es ist ein reicher, gefahrloser Gewinn, der dem Verbrecher nicht nur ein sorgenloses, sondern sogar ein luxuriöses Leben sichert. Oft teilt er seinen Gewinn noch mit seinem Komplizen, dem „Fleppenmelochner“, der ihm die falschen Stampiglien erzeugt.

Der „Fleppenmelochner“ ist ein früherer Stampiglienarbeiter, ein Kupferstecher, Steindrucker, Chemigraph oder dergleichen. Die ehrliche Arbeit wirft freilich nicht soviel ab als das Verbrechen, und seit Jahren schon hat er keine Arbeit in einem Geschäfte gesucht. Er hat seine eigenen Kunden, die ihn auffuchen. Bald ist es ein Vagabund, der schon lange keine Arbeit hatte und deshalb die Polizei fürchtet. Er geht zu dem „Fleppenmelochner“ und erhält von ihm „linke Fleppen“. Das heißt, er läßt sich mit Hilfe gefälschter Stampiglien im Arbeitsbuche bescheinigen, daß er drei Monate im „Hüttenwerk zu Königswalde“, ein halbes Jahr bei dem „Kohlenhändler Berger und Sohn“ in Stuttgart, dann zwei Monate als Aushilfskutscher bei der „Speditionsfirma Guttenberg“ gearbeitet und sich treu, fleißig und ehrlich verhalten hat. Der „Fleppenmelochner“ hat immer eine Anzahl derartiger falscher Stampiglien in Vorrat und verkauft sie je nach den Umständen um gute oder geringe Preise. Auch bei der Erbringung von falschen Alibibeweisen kann der Stampiglienfälscher aushelfen. Er hat auch dem Bevollmächtigten des Hilfskomitees für die armen Abbrandler das Gemeindefiegel, die Stampiglie des Hilfskomitees und die Stampiglien jener großen Firmen gefälscht, die angeblich große Spenden gemacht haben und als Köder für die Opfer dienen sollen, die dann betrogen werden.

Kautschuk und Kork, Schiefer und Holz werden zur

Herstellung von Stampiglien verwendet. Mit den handwerksmäßigen Instrumenten oder mit einem scharfen spitzen Messer, mit einer in einem Holzschast eingeklemmten Nadel sind die Fälschungen alsbald hergestellt, Drucker-schwärze, Tinte oder Stampiglienfarbe ist überall leicht erhältlich; ohne Regie, ohne Gefahr wirft dieses Verbrechen, das Jahre hindurch straflos und unentdeckt betrieben wird, einen reichlichen Gewinn ab.

Der Wohltätigkeitschwindel.

Hier gleich sei einiges über den Wohltätigkeitschwindel gesagt, der auch ein gewerbsmäßiges Verbrechen ist und alljährlich großen Schaden verursacht. Der Schade ist ein doppelter, weil der Wohltäter betrogen wird und der Schwindler das dem Spender abgenommene Geld dem hilflosen Armen entzieht.

Es ist nicht unbekannt, daß mancher Bettler auf der Straße, der Gebrechen heuchelt, dessen Gesicht durch Brandmale entstellt ist, ein Schwindler ist, der sich einem Schauspieler gleich schminkt, um die Mildthätigkeit wachzurufen. Oft erfährt man nach dem Tode eines Bettlers, daß er ein nicht unbeträchtliches Vermögen hinterlassen hat. Der Betrüger muß ja stets ein guter Schauspieler sein, der seine Rolle gut einstudiert hat. Er muß aber nicht nur seine Rolle kennen, er muß auch wissen, in welchem Kleide, mit welcher Maske er auftreten soll. Bandagen werden zur künstlichen Herstellung von Verkrüppelungen verwendet, mit Schminke und Ruß werden Brandmale im Gesicht erzeugt, Feuerstein wird oft zu Äkungen benützt.

Es soll damit nicht gesagt sein, daß alle Bettler Betrüger sind, es ist aber sicher, daß viele der Almosen

unwürdig sind, die sie sich erbetteln. So saß in der Nähe der Wiener Stefanskirche Jahre hindurch ein altes Weib, das typische Bild des Elends. Das Gesicht war durch Narben entstellt, das graue Haar hing der Alten ungepflegt in die Stirne herab. In ihrem fadenscheinigen Gewand schien sie zu erschauern, wenn der Wind durch die Straßen blies. Jeder der frommen Kirchenbesucher gab der Alten ein Almosen; reichlich flossen die Spenden. Jahrelang hatte sich die Alte verstellt, jahrelang hatte sie gebettelt, und erst nach ihrem Tode erfuhr man, daß sie in Mauer eine kleine Villa besessen hatte und dort mit ihrer Tochter wohnte. Sie hielt sich einen Gärtner und eine Köchin, ihre Tochter ließ sie gut erziehen, dreimal wöchentlich kam eine Französin und eine Klavierlehrerin in das Haus. Es machte damals nicht geringes Aufsehen, als man erfuhr, daß die Bettlerin von Sankt Stefan Villenbesitzerin in Mauer war und ein Vermögen von nahezu 80000 Kronen ihrer Tochter hinterlassen hatte.

Ebenso hat sich schon der Fall ereignet, daß ein Weib, das auf der Straße anscheinend von Krämpfen befallen wurde, das die Umstehenden anjammerte, ihnen erzählte, daß es schon seit Tagen nichts gegessen habe, gelogen hat. Sie wollte nur das Mitleid wachrufen, um Spenden zu erhalten. Ein Detektive benützte einmal einen freien Abend dazu, um einem Kinde nachzugehen, das spät abends auf der Straße bettelte. Das Kind erzählte den Passanten, daß sein Vater schon seit Jahren tot sei, die Mutter schwer krank im Spitale liege und daß zu Hause die kleineren Geschwister hungernd auf ein Stückchen Brot warten. Der Knabe erhielt reichliche Spenden. Der Detektive ging dem kleinen Bettler nach, bis nach Ottakring hinaus. Hier betrat der Knabe ein Wirtshaus und übergab seine ganze Beute seinen Eltern,

die im Wirtshause lustig zechten und mit den Gläsern aneinanderstoßend auf die Dummheit des mildtätigen Publikums tranken. Dieser Vorfall wurde auch in einer Lokalposse ausgenützt, in welcher ein Bettelkind sagte: „Vater habe ich überhaupt keinen gehabt, und die Mutter ist noch vor meiner Geburt gestorben!“

Auch die Redaktionen der meisten Wiener Zeitungen sind vor kurzer Zeit einer Schwindlerin aufgefressen. Da kam eine Frau, welche eine jammervolle Geschichte ihres Elends erzählte. Sie hatte aus Liebe einen jungen Ingenieur geheiratet, der in einem Fabriketablissemment eine gute Stellung hatte. Doch das Glück war nicht von langer Dauer. Der Fabrikant selbst stellte der Gattin seines Ingenieurs nach, und da diese sich seinen Wünschen nicht gefügig zeigte, verlor der Mann den Posten. Er hoffte bald wieder anderwärts unterzukommen, doch all sein Bemühen war vergeblich. Entweder waren alle Posten besetzt, oder sein früherer Dienstgeber erteilte aus Rache über ihn eine derart schlechte Auskunft, daß man seine Dienste nicht akzeptieren wollte. In den krassesten Farben, aber mit überzeugungstreuer Beredsamkeit schilderte die Frau sodann, wie das Elend an ihre Familie herantrat, wie alles in das Versakamt wandert, wie der quälende Hunger kam und dann die Obdachlosigkeit. Und dann kam für sie das größte Unglück. Ihr Gatte wurde infolge der Sorgen plötzlich wahnsinnig und nun stand die Frau allein in der Welt, ohne Obdach, ohne Arbeit, ohne die Möglichkeit, ihren drei kleinen Kindern Brot geben zu können. Die Wiener Tagesblätter nahmen sich dieser Frau an, große Artikel über das von der Bittstellerin geschilderte Elend wurden veröffentlicht und sie ergaben eine Sammlung von vielen Hunderten von Kronen, Spenden mildtätiger Leser. Später freilich erfuhr man, daß diese Frau im Wagen bei den verschiedenen

Redaktionen vorgefahren war, um die Spenden in Empfang zu nehmen, daß ihr Gatte nie Ingenieur gewesen ist und daß sich derselbe nicht in der Irrenanstalt befand. Das Ehepaar, das von diesem Schwindel lebte, hatte eine ganz nette Wohnung, täglich kamen Braten und Wein auf den Tisch, die Wochentagspeisen dieser Betrüger waren viel besser als das Feiertagsmenu eines kleinen Beamten.

Eine andere Art des Wohltätigkeitschwindels betreibt eine in Wien schon so ziemlich bekannte Frau, Franziska Holzbauer. Sie verübt ganz ungefährliche Selbstmordversuche auf der Straße, um dadurch Mitleid zu erregen. Eine kleine Dosis Phosphor genügt ihr. Sie stürzt zusammen, windet sich in Krämpfen und streckt die Hand aus — um Spenden zu übernehmen. Die Rettungsgesellschaft bringt sie dann in das Spital, das sie nach wenigen Tagen wieder geheilt entläßt. Nach polizeilichem Ausweise hat Franziska Holzbauer in den zwei letzten Jahren nicht weniger als 135 derartige Selbstmorde versucht.

Eine der wichtigsten beruflichen Tätigkeiten dieser Wohltätigkeitschwindler ist das „Siberlselfern“, das Bettelbriefschreiben. Auf zehn Betteleien kommt wenigstens eine Spende. Eine der auffallendsten Figuren aus dieser dunklen Welt ist in Wien ganz allgemein bekannt. Sie hatte in einem Mordprozeß die Hauptrolle gespielt, der vor Jahren in Wien viel Aufsehen erregt hat. Eine Prostituierte, namens Anna Balogh, war in ihrer Wohnung erdroffelt aufgefunden worden und eine Kollegin der Ermordeten, Katharina Steiner, wurde unter dem Verdacht der Schuld verhaftet. Bei der Polizei und bei Gericht, bei den Einvernahmen und bei der Verhandlung benahm sich die Beschuldigte auf ihre Unschuld bauend und in dem sicheren Glauben, daß ihr, der Unschuldigen,

nichts geschehen könne, sehr ungeniert, beinahe frech. Aber dies wurde ihr als Zynismus ausgelegt, das Verdikt lautete auf: „Schuldig.“ Die verhängte Todesstrafe wurde durch einen kaiserlichen Gnadenakt in lebenslänglichen Kerker verwandelt, und Katharina Steiner wurde in die Strafanstalt abgeführt. Einige Jahre nachher verübte ein Mann, namens Warschauer, in Wien einen Selbstmord. Vor Ausführung der Tat hatte er an die Polizei einen Brief gerichtet, in welchem er der Behörde mitteilte, daß ein Justizmord geschehen sei, daß er und nicht die in Haft befindliche Katharina Steiner den Mord in der Annagasse an der Prostituierten Balogh verübt habe.

Katharina Steiner wurde in Freiheit gesetzt und sie verlegte sich von da an ganz auf das „Giberlfelbern“, das sie nun schon jahrelang betreibt. Sie hat sich sogar eigenes Briefpapier drucken lassen, auf dessen Kopf zu lesen war: „Die unschuldig zum Tode verurteilte und unschuldig in Haft behaltene Katharina Steiner.“

Die Ausrede, unter der sie bettelt, beruht wenigstens auf Wahrheit. Ganz ungeahnt groß aber ist die Zahl der „Giberlfelberer“, welche die mitleiderregendsten Geschichten erfinden, welche dieses Geschäft so betreiben, wie der Kaufmann das seine, welche stets Leichtgläubige finden, „Wurzen“, welche ihnen hereinfallen. Die Wohltätigkeits-schwindler werden im Verbrecherjargon als „Tarchener“ bezeichnet.

Der Schatzgräber.

Der „Sefelgräber“ oder Schatzgräber früherer Zeit arbeitete ganz anders als sein moderner Nachahmer. Früher wurde das „Sefelgraben“ meist von wandernden Wahrjagern betrieben. Sie gaben an, einen verborgenen

Ort zu kennen, an dem ein Schatz, von einem bösen Geiste bewacht, vergraben liege. Der böse Geist könne durch Zauberformeln, mit Drudenbüchern, mit dem Christophelesgebet usw. vertrieben werden. Der Ort, an welchem der Schatz liege, sei mit Wünschelruten, Urkräutern leicht zu finden. Der Sesselgräber ließ sich Geld zum Einkauf der Gegenstände geben und reiste ab, um nicht mehr wiederzukehren, oder er machte sein Hokuspokus und verschwand, während die Betrogenen eifrig nachgruben und für nichts Sinn hatten, als für die großen Schätze, die ihnen in Aussicht gestellt waren.

Ganz anders inszeniert der moderne Schatzschwindler seinen Trick. Der wohlhabende Mann, auf den er es abgesehen hat, erhält eines Tages ein Schreiben, das meist den Poststempel einer spanischen Stadt trägt. Er ist sehr erstaunt, er kennt niemanden in Spanien, nur mit Zögern öffnet er das Kuvert. Er liest dann nachstehende Zeilen:

„Sehr geehrter Herr! Einem gemeinsamen Freunde verdanke ich die Kenntnis Ihres Namens und Ihrer Adresse. Von ihm weiß ich auch, daß ich mich getrost an Sie wenden kann, daß Sie mein Geheimnis nicht verraten und mir behilflich sein werden, wieder zu meinem großen Vermögen zu gelangen, das mir mächtige Feinde entreißen wollen. Ihre Hilfe soll keine bloße Gefälligkeit sein. Sie, der Retter meines Vermögens, sollen die Hälfte des Geldes erhalten.

Ich bin spanischer Edelmann, habe mich aber wegen meiner Heirat mit einem bürgerlichen Mädchen mit den Meinen entzweit. Diese Heirat können mir meine hochgeborenen Angehörigen nicht verzeihen und ich ziehe wohl keinen falschen Schluß, wenn ich glaube, daß der plötzliche Tod meiner innigst geliebten Gattin kein Zufall, sondern ein Verbrechen war. Ich wollte die Gerichte

anrufen, doch meine einflußreichen Verwandten machten meine Bemühungen zu nichts. Ich ahnte, daß es den Leuten nur um mein großes Vermögen zu tun war und deshalb vergrub ich das Bargeld und alle alten Familienschmuckstücke an einem einsamen Orte, den niemand außer mir kennt. Der vergrabene Schatz repräsentiert einen Wert von drei Millionen.

Meine Verwandten ruhten nicht. Sie denunzierten mich und so wurde ich unter einer falschen Anklage verhaftet und befinde mich jetzt in Untersuchung. Man wollte mir das Geheimnis erpressen, wo ich das Geld verborgen habe, doch ich gestand nichts. Wenn ich jetzt Geld zur Verfügung hätte, könnte ich leicht die Wächter bestechen, entfliehen und dann vom Auslande aus, die Lügen meiner nichtswürdigen Ankläger widerlegen.

Deshalb wende ich mich an Sie. Wenn Sie tausend Kronen riskieren wollten, um in den Besitz einer Million zu gelangen, so senden Sie dieses Geld an ‚Don Rodrigo Vasqualez, Valencia, poste restante‘. Dieser Vertrauensmann wird mir die Summe überbringen und ich könnte damit vor den Aufsehern erlangen, daß sie mich die Skizze zeichnen und an Sie absenden ließen, welche die genaue Beschreibung des Versteckes enthalten würde. Sie könnten dann selbst hierher kommen, oder durch einen Vertrauensmann den Schatz heben lassen. Eine Million behalten Sie dann für sich, den Rest senden Sie mir durch Rodrigo Vasqualez. Habe ich mich dann mit Hilfe des Geldes befreit, komme ich sofort zu Ihnen, um Ihnen, meinem Retter, zu danken. In der Hoffnung, daß Sie dieses Geschäft machen, bin ich Ihr ergebenster — — —“

Es folgt sodann eine lange, meist unleserliche Unterschrift. Der Adressat wird den Brief nochmals lesen, ihn

dann entweder in den Papierkorb werfen oder darauf reagieren. Obwohl dieser Schwindel recht plump angelegt ist, fallen von hundert Leuten doch zehn hinein und wenn sie dann die Zeit belehrt, daß sie betrogen wurden, so erstatten sie keine Anzeige, sie schämen sich, aufgefressen zu sein und verschmerzen lieber den Verlust, als daß sie ihre Dummheit eingestehen.

Der Geldagent.

Als Geldgeber und Geldagent tritt eine Sorte von Verbrechern auf, welche in allen Ländern, in allen Städten vorkommt und der die Polizeibehörden leider zu geringe Aufmerksamkeit zuwenden. Diese rücksichtslosen Ausbeuter verursachen den Ruin so vieler junger Leute, sie haben oft den Tod der von ihnen zugrunde Gerichteten auf dem Gewissen. Es ist übrigens ein Hohn von ihrem Gewissen zu reden, sie haben keines. Diese Menschen lassen sich's gut gehen, kleiden sich elegant, sind in den vornehmsten Restaurants zu finden, fahren im Fiaker und leben wie reiche Leute. Die Wuchergesetze, die Regelung des Wechselverkehrs hat dem Treiben dieser Verbrecher absolut keinen Einhalt geboten. Sie können wohl jetzt für ein Darlehen nicht mehr 20 Prozent Zinsen verlangen, nehmen dafür aber 30 Prozent und noch mehr vorhinein.

Der Geldagent, welcher mit dem Darlehenswerber zuerst in Verkehr tritt, läßt sich Vorspesen für Informationswege, Fahrten zu dem eigentlichen Vermittler und Provisionen bezahlen. Der eigentliche Vermittler erhält den zweiten Anteil. Er weiß angeblich von einem Geldgeber in der Provinz, welcher das Geld bei genügender Sicherstellung gegen geringen Gewinn vorstrecken

würde. Die Fahrt zu diesem angeblichen Geldgeber in die Provinz muß selbstverständlich auch der Darlehenswerber bezahlen. Der Vermittler kehrt dann wieder zurück. Der Geldmann, der sich durch ein Strohmannensystem deckt, will das Geschäft nicht recht machen. Bargeld will er keinesfalls hergeben, eher würde er sich auf eine Warenlieferung einlassen. Der Agent schwagt so dem Opfer einen Waggon Särge, eine Ladung Champagner, eine Quantität Getreide auf. Die Waren lassen sich, so behauptet er, leicht wieder verkaufen; er selbst wisse Agenten, die gegen eine geringe Provision den Verkauf besorgen würden. Der Geldbedürftige, der schon so viele Vorspesen gehabt hat, läßt sich betören. Er unterschreibt das Akzept auf 10 000 Kronen, die mit 3 Prozent Zinsen nach 6 Monaten fällig sein sollen und bezieht dann den Waggon Särge. Der Verkaufsagent, der vierte Komplize im Bunde, kann beim Verkauf für diese Särge nur 6000 Kronen erzielen. 600 Kronen erhält er für seine Bemühungen. Ebensoviele beanspruchen die beiden Agenten, welche das Geschäft vermittelt haben und die Vorspesen werden mit 400 Kronen berechnet. Der Betrogene erhält demnach 4400 Kronen bar, wofür er ein auf 10 000 Kronen nebst 3 Prozent Zinsen laufendes Akzept ausgestellt hat.

Akzente, auf denen eine Girounterschrift vom Akzeptanten sichtlich gefälscht ist, nehmen die Geldgeber oft noch viel lieber als echte. Sie wissen, daß Akzente mit falschen Unterschriften viel sicherer eingelöst werden, da der Fälscher und seine Familie alles mögliche aufbieten werden, um den Schuldigen vor dem Kriminal zu retten. Ein erst seit kurzer Zeit eingeführter Trick der Geldagenten besteht auch darin, daß sie für eine Versicherungsgesellschaft agentieren und die Gewährung eines Darlehens davon abhängig machen, daß sich der Dar-

lebenswerber in die betreffende Versicherungsgesellschaft aufnehmen läßt. Die von der Gesellschaft ausbezahlte Provisionsprämie fällt dem Agenten zu und ist deshalb auch als ein freilich nicht strafbarer Wucherzins zu betrachten. Der Polizei ist das Treiben dieser Geldagenten, ihre Namen, ihre Vorder- und Hintermänner wohl bekannt, aber diese Art von Verbrecher erfreut sich in Wien, wie in den meisten Städten des Kontinents, einer erstaunlichen Schonung.

Der Erpresser.

Das Verbrechen des gewerbsmäßigen oder zufälligen Erpressers zu spezialisieren, ist wirklich ein Ding der Unmöglichkeit. Es gibt Hunderte von Abarten, Hunderte von Möglichkeiten bei der Ausführung dieses Verbrechens. Der eine erfährt durch Zufall etwas über einen zweiten, hält die Kenntnis jahrelang geheim, bis er eines Tages, sei es infolge pekuniärer Bedrängnis, sei es infolge persönlicher Feindschaft, oder infolge des schlechten Rates eines dritten, sein und des anderen Geheimnis zu Erpressungen benutzt. Die verheiratete Frau, welche er bei einer Liebschaft, bei einem heimlichen Rendezvous ertappt, den Kaufmann, der in seiner Jugend etwas Unrechtes begangen hat, der Offizier, welcher einmal in bedrängter Lage bei der Beschaffung von Geld nicht allzu skrupellos gewesen ist, sie sind alle dem Erpresser auf Gnade und Ungnade ausgeliefert, sie zittern vor ihm, da er immerwährend mit der Anzeige oder mit öffentlichem Skandal drohen kann. Jahrelang zehrt oft der Erpresser von seinen Opfern. Er fürchtet weder die Polizei noch die Gerichte. Er weiß, daß er nicht zur Anzeige gebracht wird, denn sein Fall hätte ja auch den

seiner Opfer zur Folge. Die so lange Jahre hindurch mit so großen Mitteln erkaufte Verhütung des Skandales wäre nutzlos gewesen. Mit der Anzeige gegen den Erpresser wäre auch das gehütete Geheimnis der Öffentlichkeit preisgegeben.

Ein Fall von Erpressung sei hier mitgeteilt, der fast unter den Augen der Behörden seit einer Reihe von Jahren durchgeführt wird, ohne daß man imstande wäre, den Erpresser an den Leib zu gehen. Im Gegenteil, sein Verbrechen ist sein Metier geworden und nährt ihn seit geraumer Zeit, wenn auch nicht rechtlich, so doch reichlich.

Der Erpresser ist ein hübscher, elegant gekleideter Mensch, den man überall, in allen Vergnügungslokalen Wiens, auf dem Turf, in den Kurorten der Monarchie, im Winter in Monte Carlo begegnen kann. Er lebt auf großem Fuß und nur sehr wenige Leute wissen, woher er eigentlich seine Einkünfte bezieht. In seiner Begleitung sieht man oft seine Frau, eine hübsche, blendende Erscheinung, Modedame vom Scheitel bis zur Zehe, auffallend durch ihr reizendes Gesicht, durch ihre herrliche Gestalt, durch die Eleganz ihrer nach der letzten Pariser Mode hergestellten Toiletten. Die dunklen Punkte in der Vergangenheit der Frau reihen sich zu einer schon beinahe schwarzen Fläche aneinander. Seitdem die Frau verheiratet ist, kann man ihr aber nicht nachsagen, daß sie ihrem Manne untreu geworden wäre. Wenigstens nicht ohne sein Wissen und Wollen. Wenn sie es dennoch manchmal mit der ehelichen Treue nicht genau nahm, so tat sie dies im Einverständnis mit dem Gatten, um dadurch Mittel für den luxuriösen Haushalt zu beschaffen. Hauptsächlich angelt sie nach verheirateten Männern, die entweder infolge ihrer sozialen Position, oder infolge ihrer Geburt in der Gesellschaft hervorragende Stellen einnehmen.

So hatte die Frau vor wenigen Jahren einen russischen Aristokraten in ihre Netze gelockt. Sie ließ sich von ihm wertvolle Geschenke machen, kam mit ihm bei Tag in Cafés und Restaurants zusammen, unternahm mit ihrem Verehrer Wagenfahrten und die Leidenschaft des russischen Aristokraten für die hübsche Frau wurde immer verzehrender. Doch sie wollte lange nichts von einer Zusammenkunft an einem Orte wissen, an dem sie ungestört im tête-à-tête wären. Ihr Mann sei furchtbar eifersüchtig, er ließe sie bewachen, könnte sie überraschen und eine furchtbare Szene wäre unvermeidlich, sagte sie.

Doch der russische Graf wußte ihre Bedenken zu zerstreuen und die Frau versprach, ihren Verehrer nachmittags zu besuchen, in das Hotelzimmer zu kommen, das der Graf in einem der ersten Wiener Hotels bewohnte. Sie hielt Wort, der Graf schwelgte in Seligkeit. Die beiden plauderten anfangs, dann wurde der Verliebte zutraulicher, er glaubte bereits das lang ersehnte Ziel vor sich zu sehen, als heftig an die Zimmertür gepocht wurde.

„Aufmachen, oder ich schlage die Türe ein!“, hörte er draußen eine Männerstimme rufen. Es war der Gatte der Frau, die sich beim Grafen befand. Nach längerem Parlamentieren, während dessen die Stimme des Mannes auf dem Gange immer lauter, immer drohender wurde, während die Frau eine meisterhafte Szene an Furcht und Angst spielte, wurde die Tür geöffnet. Der Mann gab seiner Frau im Komödie spielen nichts nach. Die Szene war trefflich einstudiert. Verzweiflung, Reue, Bitten und Flehen auf der einen Seite; Schimpfen, Drohen und Erbarmungslosigkeit auf der anderen.

„Aber Sie sollen es büßen!“, wendete sich der wut-

schäumende Gatte gegen den Aristokraten. „Gegen Sie erstatte ich die Anzeige wegen Ehebruch, Sie haben meine Frau verführt, mein Eheglück zerstört. Sie werden nach österreichischen Gesetzen streng bestraft werden. Ihre Frau, ihre Kinder sollen es erfahren. Alle Zeitungen werden über Ihre Schandtaten berichten. Duellieren werde ich mich nicht, aber verhaften werde ich Sie lassen, da Sie ein fluchtverdächtiger Ausländer sind!“

Die Drohung erfüllte ihren Zweck. Der russische Graf fürchtete den Skandal, lieber wollte er Opfer bringen. Die „beleidigte Ehre“ des „betrogenen Gatten“ ließ sich wieder reparieren und zum Schlusse erklärte sich dieser einverstanden, gegen eine Zahlung von 20 000 Kronen, weder gerichtliche Schritte einzuleiten, noch öffentlich Skandal zu schlagen. Er erhielt das Geld, versetzte seiner Gattin einen Rippenstoß, indem er sagte: „Auf dich werde ich aber jetzt gut aufpassen müssen! Du darfst allein nicht mehr aus dem Hause!“

Die beiden entfernten sich und der Graf bedauerte unendlich, daß sein schöner Traum in ein Nichts zerfallen, daß seine Angebetete von ihrem eifersüchtigen Gatten entführt worden war. Er hatte keine Ahnung, daß der Plan und die Ausführung zwischen dem Ehepaare genau vorher besprochen war, daß die Frau ihrem würdigen Gatten die Zeit der Zusammenkunft und die Nummer des Hotelzimmers angegeben hatte.

Für eine Zeit genügten die 20 000 Kronen und dann spielte der Erpresser wieder vor einem ungarischen Baron, vor einem deutschen Gutsbesitzer und vor verschiedenen anderen Verehrern seiner hübschen Frau die Rolle des Othello. Ein Gastspielhonorar von 20 000 Kronen für ein einmaliges Auftreten ist übrigens eine ganz hübsche Bezahlung.

Der Walzbruder.

Die „Walzbrüder“, von denen hier die Rede ist, eine ganz eigenartige Sorte von Betrügern und Vagabunden, findet man nicht in zerlumptem Kostüm auf staubiger Landstraße; sie reisen bequem im Eisenbahn-coupé von einer Stadt zur andern, ihre Kleidung ist nett, wenn auch nicht elegant. Jahre, ja ein ganzes Menschenalter hindurch leben sie auf Kosten anderer, gefoppter Leute. Die Reisen dieser „Walzbrüder“ oder „Speckjäger“, wie sie heißen, sind nicht uninteressant und jedenfalls weiß ein solcher Vagaband interessantere Reiseerlebnisse zu berichten, als der vornehme Reisende, der im Schnellzug I. Klasse die Länder durchfährt, gelangweilt den Bäderker durchblättert und nur hie und da einen Blick aus dem Coupéfenster auf die Gegend wirft.

Der „Walzbruder“ benötigt ein gewisses Anfangskapital. Er darf nicht darauf warten, bis er ganz „zernepft“ ist, das heißt, bis sich seine Kleidung in einem total defekten Zustand befindet. Denn er muß sich in netten Kleidern repräsentieren können, wenn er auf Erfolg rechnen will. Er spricht als reisender Handwerksbursche, als postenloser Korrespondent oder Buchhalter, als Kammerdiener usw. vor und bittet um Beschäftigung. Arbeit wird er in den seltensten Fällen erhalten, das würde ihm auch gar nicht behagen. Er hat es nur darauf abgesehen, die Leute „anzusempern“, das heißt, um eine Wegzehrung zu bitten, wenn sie ihn nicht beschäftigen können. Er legt seine Zeugnisse vor. Es sind selbstverständlich lauter „linke Fleppen“, falsche Zeugnisse. Dem „vorzüglich belobten Buchhalter“, der nur deshalb entlassen werden mußte, weil sich die Firma aufgelöst hat, wie es in der „linken Fleppen“ heißt, schenkt man vollen Glauben. Man würde sich schämen, ihn wie

einem gewöhnlichen Bettler eine kleine Münze zu geben, man gibt ihm eine Krone, einen Gulden. Zehn solcher Geschäftsgänge in einem Vormittag werfen einen ganz netten Verdienst ab. Dann bleiben noch die Konsulate, die vielen wohlthätigen Vereine und viele andere Stellen, an denen „gesempert“ werden kann. Hier lockt der „Walzbruder“ ein Fahrrad heraus, dort setzt er sich durch Betrug in den Besitz eines neuen Kleidungsstückes. Er steigt im Hotel ab und sucht dann den Fahrradhändler auf. Er wählt eine gute Marke, erlegt eine Angabe von 30 Kronen, nennt seinen Namen und das Hotel, in dem er abgestiegen ist. Das Fahrrad selbst will er sich erst an einem der nächsten Tage holen, bis er das Geld erhalten hat, das er angeblich erwartet. Dann kommt er wieder. Das schöne Wetter verlockt ihn, so sagt er, eine Radtour zu machen und er wolle sich eine Maschine ausborgen. Der Fahrradhändler, der sich bereits erkundigt hat und dem bestätigt wurde, daß der Mann in dem Hotel wohne, hat gar keinen Verdacht. Er hat ja 30 Kronen Angabe erhalten und der Kunde war so anständig, die Maschine nicht früher beziehen zu wollen, solange das Geld nicht erlegt sei. Der Händler schlägt es sogar aus, die Kaution für das Fahrrad zu übernehmen, die der „Walzbruder“ anbietet. Der „Speckjäger“ schwingt sich auf die Maschine und fauft zur nächsten Stadt davon, in die er seinen Koffer schon voraus hat expedieren lassen. Hier verkauft er das Rad, für das er ja nur 30 Kronen gegeben hat, für den vierfachen Betrag und „sempert“ sich wieder durch, wenn das Geld verbraucht ist. Im Gasthaus und in den Hotels verübt er Zechprellereien, mit großem Raffinement lockt er den Leuten noch Geld heraus. Auf der Straße bittet er den vorbeifahrenden Automobilisten ihn eine Strecke weit, wenigstens bis zu dem Gasthose an der

Straßenkreuzung mitzunehmen. Er müsse zu seinem sterbenden Vater und in dem Gasthose werde er schon Fahrgelegenheit bis zur nächsten Eisenbahnstation erhalten. Der Automobilist willfahrt der Bitte, im Benziniwagen fährt der Speckjäger beim Gasthose vor. Er läßt sich dort das Mahl trefflich munden und sagt dann dem Wirt, daß er nur zur Post gehe, um eine Depesche zu befördern. Wenn sein Bruder, der Automobilist, mittlerweile käme, solle er nur warten. Ohne Bedenken läßt der Wirt den Zechpreller gehen, er sieht ihn nie mehr wieder.

Auch die Eisenbahn wird auf originelle Weise geprellt. Der „Speckjäger“ löst nur ein Billet bis zur nächsten Station. Beim Betreten des Perrons wird die Fahrkarte kontrolliert. Im Coupé wirft der Betrüger das Billet sofort zum Fenster hinaus und fährt ruhig ohne Karte, stundenlang weiter. Beim Aussteigen soll er die Karte wieder vorweisen. Er tut, als ob er sie aufgeregt suchte. Natürlich findet er nichts. Der Bahnhofportier fragt ihn, woher er denn gekommen sei. „Ich bin erst in der letzten Station eingestiegen“, sagt der „Walzbruder“, „ich muß die Karte verloren haben!“

„Das kann ja vorkommen!“, erwidert gutmütig der Portier. „Die Fahrt von der letzten Station bis hierher kostet 30 Heller, da Sie die Karte verloren haben, müssen Sie dreifache Strafgeldern zahlen. Das macht also 90 Heller aus!“

Der Betrüger schickt sich an, nochmals seine Taschen zu durchsuchen und anscheinend nur ungern entschließt er sich zu der Zahlung der 90 Heller. Innerlich aber frohlockt er, denn er hat für dieses Geld die Fahrt gemacht, die sonst zehn Kronen kostet. So reisen die „Walzbrüder“ durch die ganze Welt, bald tauchen sie hier, bald dort auf, sie besuchen nie eine Stadt zum

zweiten Male, in der sie schon früher gesempert haben, sie arbeiten eigentlich nie und leben sehr gut von ihrem eigenartigen Bettel, der eigentlich eine der witzigsten Arten von Betrügereien darstellt.

Der Hochstapler.

Die beste Polizei kann gewisse Verbrechen nicht verhindern, solange das Publikum noch genügend einfältig ist, sich durch die Frechheit der Betrüger dupieren zu lassen. Alle Warnungen, alle Exempel sind fruchtlos geblieben. Der Hochstapler mit seinem klingenden Namen, der Heiratschwindler mit seinen Versprechungen, der Turfsschwindler mit seinen angeblich sicheren Tips, der betrügerische Agent mit seinem Redeschwall und den Antiquitätenfälscher mit seiner kunstvoll nachgeahmten Arbeit werden immer Opfer finden, deren Dummheit sie ausnützen.

Der vornehm aussehende Hochstapler, der als nobler Passagier vom Bahnhofe aus mit seinem umfangreichen Reisegepäck im eleganten Fiaker beim Hotel ersten Ranges vorfährt und sich dort unter erborgtem Namen meldet, findet immer ein ergiebiges Arbeitsfeld. Im Hotel spielt er den reichen Mann, beschenkt die Domestiken auf das freigebigste, so daß die Leute vor ihm tiefe Bücklinge machen. Die anderen Passagiere erkundigen sich, wer der reiche Fremde sei, sie rechnen es sich zur Ehre, eine so vornehme Bekanntschaft zu machen. Nach kurzer Zeit schon wird ihnen Gelegenheit gegeben, dem vornehmen Herrn aus einer momentanen Verlegenheit zu helfen, was ihnen natürlich nur Vergnügen macht. Sie nehmen auch die Einladung zu einem Spielchen gerne an und verlieren ohne Bedauern ihr Geld, selbst-

verständlich auch ohne zu wissen, daß sie betrogen worden sind, daß ihr Partner mit dem Aussehen des vollendeten Edelmannes ein entlassener Sträfling ist.

Außerhalb des Hotels nimmt der Hochstapler den weitestgehenden Kredit in Anspruch. Vom Juwelier und dem Schneider läßt er sich Waren ins Haus senden, die er nicht bar bezahlt. Die Lieferanten ziehen vorher beim Hotelportier und beim Zimmerkellner Informationen ein und erhalten die beste Auskunft. Im Hotel kann man dem Manne wirklich nichts nachsagen. Er lebt fürstlich und infolge seiner Freigebigkeit steht er in der Gunst des Personals sehr hoch. Die Lieferanten haben keine Bedenken. Eines Tages reist der Herr ab. Er begleicht seine Hotelrechnung, läßt reiche Trinkgelder zurück, und bevor die Betrogenen von seiner Abreise erfahren und sich vergewissern, daß der Mann zur Führung seines hochtrabenden Titels gar nicht berechtigt war, ist der Hochstapler mit seiner Beute schon längst in einem anderen Lande, wo er wieder unter anderem Titel dieselben Streiche ausführt. Besonders beliebt bei den Industriern dieser Art sind die fashionablen Kurorte, in denen sie unter der Masse des internationalen, vornehmen Publikums leichter und unauffälliger manipulieren können.

Der letzte bedeutende Hochstapler, der in Wien verhaftet wurde, war der falsche Chevalier Hofmann, ein gewesener Tischlergehilfe. Er verstand es, sich Zutritt zu den Kreisen der höchsten Aristokratie zu verschaffen. Eine seiner kühnsten Betrügereien bestand darin, daß er in Fiume eine Yacht bauen ließ, mit deren Bestellung ihn — wie er sagte — die Kronprinzessin beauftragt habe. Es ist nicht aufgeklärt, ob er mit der Yacht Vergnügungsfahrten machen, oder ob er dieselbe wieder verkaufen wollte. Bevor noch die Herstellung

der Nacht vollendet war, erfolgte die Verhaftung des Hochstaplers.

Der Hochstapler tritt aber nicht nur unter glänzenden Namen auf. Er bedient sich der verschiedensten Masken und der mannigfachsten Vorspiegelungen, um sein Verbrechen zu verüben. Er tritt als ehrfamer Arbeiter, als kleiner Beamter auf, wenn er beabsichtigt, Dienstmädchen unter dem Eheversprechen um ihre Ersparnisse zu betrügen. Er gibt sich für einen kleinen Rentier aus, wenn er unter der Vorspiegelung, daß er eine große Erbschaft erwarte, auf den Simpelfang ausgeht. Dann spielt er wieder die Rolle eines Fabrikanten, wenn es sich darum handelt, seinem Opfer Geld zu entlocken, das angeblich als Geschäftseinlage für die Kompaniefirma eingelegt werden soll. Er schauspielert wie so viele andere Verbrecher und er ist ein bewunderungswerter Akteur.

Falschmünzer und Banknotenfälscher.

Gefälscht wird heutzutage alles, und jede nicht eingestandene Fälschung ist in gewissem Sinne Betrug. Lebensmittel, Stampiglien, Siegel, Urkunden, das Aussehen von Pferden, Karten und Würfel, Antiquitäten und Kunstgegenstände, Waffen, Möbel, Stoffe und Bücher, Handschriften und Gewebe, Banknoten und Münzen werden nachgemacht oder in der Absicht verändert, sie wertvoller erscheinen zu lassen, als sie sind. Der Pferdehändler weiß, welche Mittel er anwenden muß, um das alte Tier wie ein junges und feuriges aussehen zu lassen. Der Kunsttischler versteht es, frischem Holz den Anschein von altem Wurmstich zu geben; antike Tonwaren, ägyptische Mumien, Fayencegegenstände sind oft Fälschungen. In der Klasse der Fälscher selbst, die zumeist eines

künstlerischen Zuges nicht entbehren kann, hat auch die Intelligenz ihre Abstufungen, und auf der niedrigsten Stufe steht der Falschmünzer. Verwendet er für seine Fälschungen echtes Material, so kann er keinen Gewinn erzielen, und falsches Silber läßt sich von echtem unschwer durch Klang, Gewicht und Farbe unterscheiden. Der Falschmünzer versilbert oder vergoldet eine minderwertige Münze und verausgabt sie dann als Geldstück höheren Wertes. Beim Kastanienbrater, der an der schlecht beleuchteten Straßenecke steht, beim Greisler, dessen Laden nur von einer trübe brennenden Petroleumlampe erhellt wird, werden die Falschmünzer versuchen, ihre „Blüten“, das ist das falsche Geld, anzubringen. Sie machen einen kleinen Einkauf, um den Restbetrag, den sie für ihre falsche Münze herausbekommen, in echtem Gelde zu erhalten.

Der raffiniertere Falschmünzer geht „stradehandeln“, seine Geschäfte auf dem Lande abmachen. Er kommt zum Wirt eines kleinen Städtchens und macht dort eine Zeche. Er hat dann zu wenig Silbergeld um zu zahlen und bietet dem Wirt Gold und zwar meist fremdländische Münzen an. Der Wirt geht zum Krämer, zum Bürgermeister, zur Bahnstation, zeigt dort das Goldstück vor und erkundigt sich nach dessen Kurswert. Der Falschmünzer hat dem Wirt selbstverständlich eine echte Münze gegeben. Kommt dann der Wirt oder der, den er fragen geschickt hat, zurück, so erklärt der Mann zehn, zwölf oder noch mehr Goldstücke gerne unter dem Kurswerte herzugeben, wenn er Papiergeld dafür erhalten könnte. Der Wirt glaubt ein gutes Geschäft zu machen, ist gerne zur Gefälligkeit bereit, und nun erst übergibt ihm der Betrüger die falschen Goldstücke. Erst später, wenn der Wirt das Geld umwechseln will, erfährt er, daß er aufgefressen ist. Mittlerweile ist der Schwindler natürlich über alle Berge.

Das Verkleinern der Geldstücke ist ein sehr altes Verbrechen und wurde schon im Mittelalter verübt. Das Beschneiden der Dukaten mit einer feinen Nagelscheere, das Verkleinern des echten Goldstückes, ist ein auch heute nicht allzu selten vorkommendes Verbrechen. Die Schnittflächen werden mit Feilenstrichen wieder uneben gemacht und das gewonnene Gold läßt sich leicht veräußern. Ein hoher Aristokrat, welcher Tausende und Tausende von Golddukaten beschnitten und sich dadurch ein Vermögen erworben hat, ist wegen dieses Verbrechens lange in Untersuchung gestanden. Er zahlte dann schließlich eine hohe Geldbuße. Von einer weiteren Verfolgung wurde damals Abstand genommen. Eine Art der Münzfälschung, die zuerst von einem Engländer ausgeführt wurde, wird nach ihm die Plateronsche Fälschung genannt. Er schnitt aus der breiten Fläche eines Dukaten einen Mittelstreifen aus und lötete die Bruchstellen der Münze wieder aneinander. So erzeugte er aus fünf Dukaten sechs Goldstücke. Diese Art der Fälschung wird auch bei Papiergeld angewendet, indem man beispielsweise aus einer Hundertkrone einen schmalen Mittelstreifen, aus einer zweiten Note den Streifen rechts von der Mitte und so fort ausschneidet und die Stücke aneinander klebt. Nuchem Schapira hat derart aus 20 Hundertgulden Scheinen 21 solcher Banknoten hergestellt.

Falsche Münzen werden auch auf wenig kunstvolle Weise aus einer geschmolzenen Lösung von Blei und Zinn mittelst Stanzendruck verfertigt. Die Erueirung derartiger Falschmünzer hat vor wenigen Jahren einem Gendarmen in der nächsten Nähe von Wien das Leben gekostet. Der Gendarm Rohl war von seinem Posten in Klosterneuburg auf einen Patrouillengang ausgesendet worden. Da er übermäßig lange ausblieb, hielt man

Nachforschungen und fand ihn im Walde auf einem Hange des Wienerwaldes, der bei Klosterneuburg ansteigt, in der Nähe des Haschhofes, ermordet auf. Es wurden zwei Kinder eruiert, die den Gendarmen gesehen hatten, als er zwei Arrestanten durch den Wald eskortierte. Die beiden Arrestanten waren verschwunden, es bestand kein Zweifel, daß sie die Mörder waren. Sie haben sich jedenfalls während der Eskorte auf den Gendarmen gestürzt, ihm das Gewehr entrisen und ihn mit seinem eigenen Bajonette getötet. Im Notizbuche, das man bei der Ermordeten vorfand, war von seiner Hand eine Bemerkung eingetragen, die sich auf eine halbverfallene Hegerhütte mitten im Walde bezog. Die polizeiliche Kommission begab sich in diese Hütte und hier fand man die primitive Werkstätte von Falschmünzern. Ein aus vier Ziegelsteinen zusammengestellter Ofen, ein zerbrochener Topf mit Bleiresten, ein Zinnlöffel, aus welchem jedenfalls das geschmolzene Blei in die Stanze gegossen wurde, und in einer Ecke unter faulem Heu versteckt, einige nicht sehr gelungene Falsifikate. Jedenfalls hat der Gendarm die Falschmünzer bei der Arbeit überrascht und sie verhaftet. Er wurde dann das Opfer seiner Berufspflicht. Die Falschmünzer und Gendarmenmörder sind bis heute nicht eruiert worden.

Viel größerer Aufwand an Talent, Energie und Ausdauer und auch an äußeren Mitteln als der Falschmünzer braucht der Banknotenfälscher. Zuerst muß es ihm gelingen, sich solches Papier zu beschaffen, wie es zur Herstellung der echten Banknoten verwendet wird. Er muß ein chemisches Laboratorium besitzen, um das Papier zu präparieren, muß auf demselben alle die feinen, oft vielfarbigen Haarlinien einzeichnen, die auf dem Banknotenpapier ersichtlich sind. Mit feinen Federzeichnungen muß er die beiden Platten der Banknote

herstellen, die Klischees oder Steindruckplatten erzeugen, die verschiedenen Farben und deren Nuancen gewinnen und schließlich eine Maschine besitzen, mit deren Hilfe er den Druck herstellen kann. Nicht der kleinste Strich, nicht das geringste Detail der echten Banknote, die darauf befindlichen Unterschriften, Serienzahlen, Ornamente, Schattierungen und Größenverhältnisse dürfen ihm entgehen. Es ist dies eine schwierige Arbeit, die unendlich viele Versuche und großes Geschick erfordert.

Einer der genialsten Banknotenfälscher war Viktor Krauthauff, welcher Zehngulden-, Fünzig- und Hundertguldennoten, Obligationen, Pfandbriefe und Staatsschuldverschreibungen mit einer solchen Virtuosität herstellte, daß selbst Fachleute auf den ersten Blick die Fälschate von echten Wertpapieren nicht unterscheiden konnten, daß man erst nach längerer Untersuchung mit der Lupe und eventueller chemischer Zersetzung der Farbstoffe die Fälschate als solche erkennen konnte. Lange Zeit übte Krauthauff die Fälschungen, bis er durch Zufall eines Abends von einer Selchermeisterin, die auf der Landstraßer Hauptstraße etabliert war, angehalten wurde. Krauthauff, der mit seiner Mutter, die zugleich seine Komplizin und seine Geliebte gewesen ist, war in dem Laden erschienen, um Selchfleisch einzukaufen, und legte eine Fünzigguldennote auf den Verkaufspult. Die Selchermeisterin prüfte die Note lange und vorsichtig, Krauthauff und seine Mutter wurden nervös und flüchteten unter Zurücklassung des Geldes aus dem Geschäft. Die Frau eilte ihnen nach, ein Wachmann und Passanten beteiligten sich an der Verfolgung und als man Krauthauffs Mutter festnahm, tötete sie sich auf der Straße durch ein momentan wirkendes Gift. Viktor Krauthauff wollte auch Gift nehmen, wurde aber daran verhindert und verhaftet. In seiner Wohnung fand man ein wohleingerichtetes Labo-

ratorium, Zeichentisch, Photographenkammer, Steindruckplatten, eine Presse usw. Der Fälscher wurde zu mehrjährigem Kerker verurteilt. In der Strafanstalt wurde er in der Schneiderei beschäftigt und dort erhängte er sich eines Tages an einem Strick, den er sich selbst aus Zwirn gedreht hatte.

Obwohl auf die Fälschung öffentlicher Kreditpapiere schwere Strafen, eventuell Kerker auf Lebenszeit, gesetzt sind, lassen sich die Verbrecher dadurch nicht abschrecken. So hatte sich vor wenigen Jahren eine Kommanditgesellschaft aus drei Personen gebildet, die in Mauer nächst Wien eine außerhalb des Ortes stehende Villa ankauften, englische Druckpressen und alles sonstige Material dorthin schaffen ließen und die Erzeugung von falschem Papiergeld in großem Stile betreiben wollten. Durch Verrat kam die Polizei zur Kenntnis dieses Unternehmens und verhinderte die Ausführung desselben. Das geistige Oberhaupt dieser Fälschergesellschaft war ein Ingenieur namens Johann Ritter von Bessemer.

Durch Verrat wurde auch die letzte große Fälscheraffaire in Wien entdeckt. Es waren falsche Hundertkronenscheine in Verkehr gebracht worden, welche glänzend nachgemacht waren und sich nur dadurch von echten Notcn unterscheiden, daß die rotgedruckte Seriennummer etwas schief stand und die Zahlen zu sehr aneinandergedrückt waren. Eines Tages meldete sich bei der Polizei ein Mann, dessen Leumund nicht der beste war und erklärte sich bereit, den Erzeuger und die Herausgeber der Fälsfikate zu verraten, wenn er dafür eine Belohnung von der österreichisch-ungarischen Bank erhalte. Weiter stellte er die Bedingung, daß ihm die Polizei den Wiederbesuch der österreichischen Rennbahnen, von denen er ausgewiesen war, ermögliche und daß die über ihn verhängte Ausweisung aus Budapest aufgehoben werde. Die Polizei

war gezwungen, von zwei Abeln das kleinere zu wählen, und schloß diesen Vertrag, intervenierte beim Jockeyklub und bei der Budapester Oberstadthauptmannschaft für den „Zünder“, für den Verräter, und wenige Tage nachher wurden in Wien die drei Brüder Liebel und in Agram der Steindrucker Zlamal verhaftet. Die Brüder Liebel hatten die Idee der Fälschungen angeregt und Zlamal für die Herstellung der Falsifikate gewonnen. Den „Zünder“ hatten sie später in das Geheimnis eingeweiht und sie wollten, daß er sich an der Verausgabe der falschen Hundertkronennoten beteilige. Er verriet jedoch ihr Geheimnis.

Die Lebensgefährlichen.

Die Kindesmörderin.

Eigentlich ist nicht sie der Urheber des Verbrechens, sondern der Mann, der sie verführt, dann in Not und Sorge zurückgelassen hat, sich um die Verführte nicht weiter kümmert. Nicht der Trieb zum Bösen, nicht der Vortheil, sondern die Verzweiflung treibt die ledige Mutter dem Verbrechen in die Arme. An einem typischen Fall, der sich in letzter Zeit in Wien ereignet hat, lassen sich die sozialen und persönlichen Ursachen dieser Verbrechen, die Form ihrer Entstehung und Ausführung am besten demonstrieren.

Das arme Dienstmädchen wurde verführt. Der Geliebte hatte ihr die Ehe versprochen; als sich aber die Folgen des Verkehrs zeigten, hatte er schon längst wieder mit einer anderen eine Liebschaft begonnen. Der Zustand des Mädchens ließ sich nicht länger verbergen, und sie mußte den Dienstplatz verlassen. Ihre geringen Ersparnisse genügten ihr, das Leben zu fristen, bis ihre schwere Stunde kam, bis sie im Krankenhause einem Kinde das Leben schenkte.

Was soll nun mit dem Kinde geschehen? Der Vater kümmert sich nicht darum und die junge Mutter will lieber alle Sorgen auf sich nehmen, um nur zu verhindern, daß ihre Heimatsgemeinde verständigt werde, daß

man dort ihre Schande erfahre. Sie verläßt das Krankenhaus und bringt das Kind bei einer Kostfrau unter. Bald findet sie wieder einen Posten, wenn auch mit geringem Lohn. Sie will arbeiten und sparen, nur um das Kind erhalten zu können. Doch ihr Verdienst genügt nicht, sie bleibt mit dem Kostgeld im Rückstand. Eine Zeitlang wartet die Kostfrau noch und dann bringt sie das Kind zu seiner Mutter. Die Frau erfährt dadurch von dem unehelichen Kinde ihrer Köchin. Sie ist entrüstet. Ein solches Mädchen will sie nicht in ihrem Hause dulden, und zur selben Stunde noch muß die Magd mit dem Kinde das Haus verlassen.

Trostlosigkeit erfaßte nun die Bedauernswerte. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte, sie hatte kein Heim. Aufs Geratewohl bestieg sie die Stadtbahn. Ohne zu wissen, was sie tun sollte, verließ sie in Weidlingau bei Wien wieder das Coupé. Langsam ging sie mit dem Kinde, das sie auf dem Arme trug, durch die Gassen des Städtchens. Sie mied die Menschen. Sie fühlte, daß jeder ihr die Schande und den Kummer vom Gesichte ablesen werde.

So kam sie in den Laudonpark. Die Nacht brach herein mit all ihren Grauen, und die Verzweifelte hatte noch immer keinen Entschluß gefaßt. Der Wind strich durch das Geäste der Bäume. Er brachte Regen. In finsterner Nacht, bei strömendem Regen irrte die Unglückliche mit dem Kinde unter den Bäumen herum. Plötzlich begann das Kind zu weinen. Der Hunger quälte es, der Regen und die Nässe hatten es aus dem Schlafe geweckt. Furcht erfaßte die junge Mutter. Wenn das Weinen des Kindes Leute herbeilockt, wenn man sie hier trifft? Man würde sie, die Unterstandslose, als Vagantin aufgreifen. Sie legte die Hand auf den Mund des Kindes, um dessen Weinen zu ersticken. Vielleicht dachte

sie auch daran, daß das Kind sie in allem behindere, daß es sie um den Dienstplatz gebracht hätte. Sie fluchte ihrem Verführer. Wie glücklich war sie doch, als dieses Kind noch nicht am Leben war.

Und in diesem Gedanken mag sie die Hand fester, immer fester auf den Mund des Kindes niedergedrückt haben. Das Weinen des Kleinen war verstummt. Das Mädchen lehnte sich an einen Baumstamm, um unter den Blättern Schutz gegen den Regen zu suchen. Das Kind war ruhig, es schien wieder zu schlafen. Das Mädchen horchte. Nein! Es schlief nicht! Es war so still, so merkwürdig ruhig. Es fühlte sich so eisig kalt an. Es war erstickt. Sie hatte den Mund des Kindes allzu fest zugehalten. Sie war zu einer Mörderin geworden. Entsetzen erfaßte sie und Angst. Sollte sie fliehen und den toten Körper mit sich nehmen? Sollte sie ihn hier zurücklassen?

Fieberhaft, mit den bloßen Händen, deren Finger sich blutig rissen, grub sie in der feuchten Erde ein kleines Loch, in das sie die Leiche ihres Kindes bettete. Sie warf Erde und Reisig darauf und dann rannte sie fort, wie von Furien gejagt, von der Stätte ihres Verbrechens. Es hatte sie niemand gesehen, niemand wußte davon, was sich in stiller Nacht im Laudonpark ereignet hatte.

Sie fand wieder einen Dienstplatz, sie hielt sich schon für geborgen. Aber der Schlaf floh sie, sie zitterte bei jedem Geräusch. Da stöberte eines Tages der Hund eines Jägers die Leiche im Laudonpark auf. Die Polizei forschte nach und eruierte die Mutter, die das Kind getötet hatte.

„Fünf Jahre schweren Kerkers“, lautete der Spruch des Gerichtes. Das arme Mädchen büßt für das Verbrechen, das es verübt hat. Der eigentliche Schuldige am Mord, der gewissenlose Verführer, konnte selbstverständlich nicht unter Anklage gestellt werden.

Der räuberische Totschlag.

Der Taschendieb, der Einschleicher und der Einbrecher sind vorsichtige Verbrecher. Sind sie ertappt, so werden sie lieber alles im Stiche lassen und sich in Sicherheit bringen, bevor sie zu einer Gewalttat schreiten. Waffen nehmen sie meist nur als Schreckmittel mit, ohne sich ihrer zu bedienen. Der Einbrecher, der in bewohnte Zimmer eindringt, öffnet vorsichtig die Tür und hält seinen Hut, den er auf dem Spazierstocke baumeln läßt in den Raum, um sich zu vergewissern, ob niemand in dem Zimmer ist, ob kein Schlag gegen den Hut geführt wird.

Er flüchtet sofort, wenn er sich angegriffen sieht. Ist niemand in dem Zimmer, in welchem er stehlen will, so wird er zuerst seinen Rückzug decken, das Parterrefenster öffnen, einen Stuhl zum Fenster schieben, sich die Flucht durch eine zweite Tür sichern, falls er überrascht werden sollte. Der Überraschung selbst sucht er dadurch vorzubeugen, daß er sich in dem Raume einschließt. Da er selbst aus Erfahrung weiß, wie wenig verläßlich ein Schloß ist, so genügt ihm die Absperrung der Tür nicht und er hat hier seine eigenen Mittel. Öffnet sich die Tür nach innen, so wendet er ein Mittel an, das er den Theaterarbeitern abgesehen hat, die es beim Befestigen der Kulissen anwenden. Der Einbrecher verspreizt ein Stück Holz zwischen der Tür und dem Fußboden und sichert das Holz auf dem Fußboden durch Eindrehen eines starken Bohrers. Öffnet sich aber die Tür nach außen, so wendet der Einbrecher den sogenannten Zigeunerverschluß an. Er bringt eine Querstange über der Tür an und befestigt sie mittelst eines Strickes an der Schmalle. Der Zigeuner, der vorsichtigste aller Verbrecher, dringt überhaupt nur dann in Wohnungen ein, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen weiß. Ehe er sich

in direkte Gefahr begibt, macht er lieber jeden möglichen Versuch mit List und Ausdauer in den Besitz fremden Gutes zu kommen. Er gebraucht lieber die Zigeunerangel, eine Wurfangel, welche er durch das offene Fenster schleudert und mit der er geschickt die im Zimmer umherliegenden Gegenstände erhascht und ins Freie zieht.

Sieht sich der Zigeuner beobachtet, überrascht, so wird er wie die meisten anderen Einbrecher alles im Stiche lassend flüchten.

Räuberische Totschläge gehören daher in Wien zu den selteneren Verbrechen. Ein derartiger Kriminalfall hat vor einigen Jahren viel Aufsehen erregt. Der wegen anderer Delikte bereits vorbestrafte Stefan Waniek hatte in Favoriten die Wohnungen mehrerer armer Leute erbrochen, als die Frauen auf dem Marktplatze waren, um die Einkäufe für den Mittagstisch zu besorgen. Eine dieser Frauen überraschte bei der Heimkehr den Einbrecher. Waniek flüchtete, die Frau verfolgte ihn. Auf der Stiege drehte sich der Einbrecher um und tötete seine Verfolgerin durch einen wohlgezielten Revolverchuß. Die Detonation lockte zahlreiche Personen herbei, die sich an die Verfolgung Wanieks machten. Dieser erschöß noch zwei seiner Verfolger und verletzte drei andere. Erst dann gelang seine Verhaftung. Wegen räuberischen Totschlags, der ebenso streng geahndet wird, wie vorhergeplanter Mord, wurde er zum Tode durch den Strang verurteilt. Er verriet seinen Komplizen nicht, der ihm „Schmiere gestanden“ hatte und starb standhaft. Er sagte, daß er die Hinrichtung nicht fürchte. Es sei ihm, als ob er sich entschlossen hätte, einen Selbstmord auszuführen. Tatsächlich schlief er die ganze Nacht vor der Hinrichtung vollständig ruhig, lehnte am Morgen Kirchenbesuch, Beichte und Kommunion ab und trat festen Schrittes unter den Galgen.

Der Mord.

Das schrecklichste, das schwerste Verbrechen, Ein Verbrechen, das auf die Vernichtung von Menschenleben ausgeht und dessen Sühne in unseren Staaten wieder Blut fordert. Den Mörder typisch zu skizzieren ist nicht möglich. Jeder einzelne Fall muß sich vom anderen mehr oder weniger scharf unterscheiden, je nach den Motiven, der Vorbereitung, der Durchführung und dem Milieu. Nicht immer ist der Mord das letzte Stadium, der düstere Höhepunkt, einer Verbrecherlaufbahn. Wohlüberlegte Morde wurden auch von Anfängern in der Schule des Verbrechens verübt. Beim Lustmörder ist der Mord selbst und die sinnliche Erregung, die er dem Verworfenen bringt, das Motiv der Tat. Sonst veranlassen Habgier, Rachsucht oder Eifersucht, Liebe oder Wahnsinn den Mord.

Ganz verschieden sind auch die Instrumente, mit denen getötet wird und bei einer Wanderung durch das Wiener Polizeimuseum sieht man ein ganzes Arsenal von Mörderwaffen. So ist hier beispielsweise in einer Vitrine die blutbefleckte Hacke verwahrt, mit welcher Hackler seine hochbetagte Mutter getötet hat, um sich ihrer geringen Ersparnisse zu bemächtigen. Er schob dann den Leichnam unter das Bett und so schlief er acht Nächte hindurch über der Leiche der ermordeten Mutter.

Ein Schmiedehammer ist das nächste Objekt des Museums. Der Sollizitator Eichinger hat damit den Advokaten Dr. Rothziegel ermordet. Ein anderer Hammer, wie ihn Kohlenarbeiter zum Zerkleinern der Kohle verwenden, hat dem Johann Woboril als Werkzeug gedient, um den Trödler Kefler in seinem Laden in der Burggasse zu erschlagen.

Ein kleines Taschenmesser war das Mordinstrument

des Gerhardus Kreitter. Er hat in der Wollzeile den Buchdruckereibesitzer Schloßberg angebettelt und als er abgewiesen wurde, tötete er den Mann durch einen Messerstich. Dem Umsinkenden entriß er die Uhr, die er dann verkaufte. Wenige Tage nachher wurde er im Stadtpark als unterstandslos aufgegriffen. Durch ein abgerissenes Notizbuchblatt gelang es, ihn als den Mörder Schloßbergs zu agnoszieren. Die geraubte Uhr war von einem Polizeiagenten in einem Trödlerladen saisirt worden. Der Raubmörder hatte beim Verkauf der Uhr dem Trödler, um sich zu legitimieren einen Namen und eine Adresse auf ein Blatt Papier aufgeschrieben, das er aus seinem Notizbuche herausgerissen hatte. Namen und Adresse waren natürlich falsch. Bei Gerhardus Kreitter fand man ein Notizbuch, in dem eine Seite fehlte. Die Rißstellen paßten ganz genau mit jenem Blatte Papier zusammen, das der Trödler empfangen hatte. Das Blatt Papier und das Notizbuch werden ebenfalls im Polizeimuseum verwahrt.

Hier findet man auch die Reisetasche des Dienstbotenmörders Hugo Schenk, der seine Opfer von Wien forlockte, an einsamer Stelle im Walde ermordete und vergrub. Auch Gegenstände aus dem Besitze des Mörderhepaares Franz und Amalie Schneider sind hier ausgestellt. Eine zerrissene Bombenhülle erinnert an das Verbrechen des Mechanikers Fock. Dieser hatte die Bombe selbst konstruiert, in eine Schachtel verpackt und durch einen Boten in die Werkstätte des Schlossermeisters Basch in die Kaiser Josefstraße senden lassen. Basch war zur Zeit vom Geschäfte abwesend, ein Lehrling öffnete neugierig die Schachtel. Die Bombe explodierte, der Lehrling wurde getötet und zwei andere Arbeiter erlitten schwere Verletzungen.

Ein blutbesleckter Ziegelstein ruft die Erinnerung

an den Mord wach, den der Tramwaykutscher Josef Frauscher an der 70jährigen Thekla Hegerhorst verübt hat. Er hat die Greisin im Schlafe überfallen, durch Schläge mit dem Ziegelstein getötet und dann beraubt.

Der abgerissene Knopf mit einem Stückchen Tuch eines Lodenrockes ist eine Erinnerung an die Mordtaten des Feigenkaffee-Agenten Dolezal, der alte Frauen, die allein wohnten, überfiel und durch einen Druck seiner nervigen Hand erdrosselte. Er hatte drei Morde verübt, ehe er eruiert wurde. In den geballten Fingern seines letzten Opfers hatte man den Knopf mit dem Tuchreste gefunden. Die Frau hatte sich gegen den Mörder gewehrt und ihm den Knopf abgerissen. Man fand bei Dolezal einen Rock, welcher aus demselben Loden hergestellt war und an dem ein Knopf sowie ein Stückchen Tuch fehlten. Das Restchen an dem gefundenen Knopf paßte genau in die Lücke und der Mörder war agnosziert.

Die Reste eines Apfelstrudels sind dort unter einer Glasglocke zu sehen. Eine Köchin hatte Arsenik in den Strudel gegeben und damit ihre Dienstgeber vergiftet. Ein kleiner Rechenzettel rührt von einem Morde her, dessen Täter bis heute unentdeckt geblieben ist. Er wurde neben der Leiche der auf dem Verchenfeldergürtel ermordeten Bedienerin Josefa Lederer gefunden. Der Täter hat ihn hier aus der Tasche verstreut.

Der Revolver, mit dem der Einbrecher Wanzyek mehrere Personen erschossen hat, hängt neben einer dünnen Schnur, mit der eine Prostituierte, die den Spitznamen „Totenkopf-Resl“ führte, ermordet wurde. Der Täter, ihr ehemaliger Liebhaber, hat sich kurz nach der Tat im Prater umgebracht. Er war Soldat und erhängte sich mit dem Leibriemen seines Seitengewehres. Die blutbesleckte Wäsche aus dem Zimmer des Hausbesorgerehepaares Emeder in der Sandwirtgasse befindet

sich ebenfalls hier. Der Mord konnte trotz aller Bemühungen nicht aufgeklärt werden. Das Hausbesorgerhepaar hatte mit drei jungen Leuten einen Ausflug für den nächsten Tag besprochen. Um das Rendezvous nicht zu versäumen, beschlossen die jungen Leute bei dem Hausbesorger zu übernachten. Am nächsten Morgen wurde das Ehepaar ermordet aufgefunden und die drei Personen, die in der Wohnung geschlafen hatten, erklärten, sie hätten so fest geschlafen, daß sie nicht das mindeste Geräusch vernommen hätten. Das scharf geschliffene Fleischermesser, mit dem der Fleischhauergehilfe Ebner seinen Dienstgeber Swatos, dessen Frau und den Lehrling ermordet, das Dienstmädchen schwer verletzt und zuletzt sich selbst getötet hat, bildet gleichfalls ein Ausstellungsobjekt in dieser grauenhaften Sammlung von Mordinstrumenten aller Art.

Eine kleine antike Uhr erinnert an einen der interessantesten Wiener Kriminalfälle. Im Auwinkel in der inneren Stadt wohnte ein alter Privatier, ein Sonderling, der niemanden zu sich in die Wohnung ließ. Um acht Uhr morgens kam stets ein Stiefelpußer, der an die Türe klopfte. Diesem reichte der alte Mann Stiefel und Kleider auf den Gang hinaus und nahm sie wieder selbst in die Wohnung, wenn sie gereinigt waren. Der Sonderling wurde eines Morgens erschlagen in seiner Wohnung aufgefunden. Man hatte ihn beraubt, und unter den geraubten Gegenständen befand sich auch die kleine antike Uhr. Der Täter konnte nicht eruiert werden. Der Verdacht, der sich natürlich zunächst gegen den Stiefelpußer richtete, erwies sich als unhaltbar.

Fünfzehn Jahre nachher wurde in der Entengasse in Wien ein Hausbesorgerhepaar erschlagen. Der Mörder wurde bald nachher eruiert. Er war der Sohn eines Glasermeisters. Als man die Leichen der Ermordeten

von der Entengasse aus den Betten heraushob, fand man im Strohsacke unter der Leiche des Hausbesorgers die antike Uhr, welche vor fünfzehn Jahren bei dem Morde im Auwinkel geraubt worden war. Man stellte fest, daß der ermordete Hausbesorger damals Portier jenes Hauses war, in welchem der Privatier gewohnt hatte. Es konnte kein Zweifel darüber herrschen, daß der Hausbesorger den Mord an dem Privatier begangen hatte. Nun war der Mörder selbst wieder einem Mörder zum Opfer gefallen.

Ein großer, innen mit Blech ausgekleideter Koffer hat zur Beförderung der Leiche eines Ermordeten gedient. Der Buchhalter Hutterer hatte seinen Chef im Geschäfte in der Rothenthurnstraße ermordet, die Leiche zerstückelt und in den Koffer verpackt. Den Koffer ließ er dann mit der Bahn nach Krakau senden und der Mörder selbst erstattete die Anzeige, daß sein Chef abgängig sei. In Krakau konnte der Adressat, an welchen der Koffer abgeliefert werden sollte, nicht ausfindig gemacht werden. Man schrieb nach Wien an den Aufgeber und erfuhr dadurch, daß diese Adresse fingiert war. Nun öffnete man den Koffer und fand seinen grauenhaften Inhalt, die schon in Verwesung übergehende, zerstückelte Leiche.

Die Wiener Polizei eruierte den Dienstmann, der hier den Koffer aufgegeben hatte. Der Dienstmann nannte den Buchhalter Hutterer als den Auftraggeber, und dadurch wurde die Identität des Ermordeten und des Mörders festgestellt.

Die Bilder an der Wand des Museums sind eine grauenerregende Gallerie photographischer Tatbestandsaufnahmen. Eine alte Frau ist auf dem Fußboden hingestreckt. Sie ist durch eine ihr um den Hals geworfene Schlinge erdrosselt worden. Die Photographie ist die

Aufnahme des Tatbestandes nach der Ermordung der Privaten Dora Janska. Besonders interessant an diesem Falle ist, daß der Mörder verhaftet war, bevor man noch von dem Morde Kenntnis hatte.

Der Hausmeisterssohn Dominik Jakubek, welcher bei seinen Eltern in der Schikanedergasse 6 wohnte, wollte bei einem Greisler eine Tausendguldenote wechseln. Der Besitz des Geldes kam dem Gemischtwarenverschleißer verdächtig vor und er verständigte die Polizei. Jakubek wurde in Haft genommen und über die Provenienz des Geldes befragt, gab er an, die Note gefunden zu haben. Die Polizei ging von der Ansicht aus, daß dieses Geld gestohlen sei und daß der Bestohlene in dem Hause gesucht werden müsse, in welchem Jakubeks Eltern als Hausbesorger beschäftigt waren. Polizeiagenten gingen von Tür zu Tür, fragten bei jeder Partei an. Die Nachfrage blieb erfolglos. Eine Partei, eine alte Frau Namens Dora Janska, die im II. Stock des Hauses wohnte, öffnete die Wohnung trotz mehrmaligen Pochens überhaupt nicht. Man sagte den Polizeiagenten, daß diese allein wohnende Frau ein Sonderling sei, die keinen Fremden einlassen würde.

Dominik Jakubek war noch immer in Haft, noch immer war die Provenienz des Geldes nicht aufgeklärt, noch niemand dachte an einen Mord. Die Polizei ließ nochmals im Hause nachfragen. Wieder wurde die Tür der Wohnung der Dora Janska nicht geöffnet. Schließlich ließ man die Türe aufsprengen und im Zimmer fand man die Frau erdrosselt. Die Leiche war schon elf Tage dort gelegen, bevor sie entdeckt wurde. Dominik Jakubek gestand jetzt. Er hatte die alte Frau ermordet und beraubt. In Anbetracht seiner Jugend wurde er nicht zum Tode verurteilt, er starb aber bald nachher in der Strafanstalt.

Zwei andere Bilder zeigen die im Sacke versteckte und die nach Entfernung des Sackes photographierte Leiche des Hausbesizers Johann Sikora. Er wurde zu einem Rendezvous in die Wohnung der Ziseleurgattin Franziska Klein in die Magdalenenstraße eingeladen und von der Frau erdroffelt. Die Mörderin hackte sodann der Leiche die Füße ab und versteckte den Körper des Ermordeten in einem Sacke unter dem Diwan. Dem Toten nahen sie die Schlüssel ab, sperrte seine Wohnung in der Zinkgasse Nr. 17 in Fünfhaus auf, öffnete die Kassa, raubte Bargeld und Wertpapiere und floh hierauf mit ihrem Gatten nach Paris. Erst eine Woche nachher wurde die schon in Verwesung begriffene Leiche entdeckt. Die Mörderin wurde in Paris verhaftet und nach Wien eskortiert.

Die Photographie der Leiche eines achtjährigen Mädchens, Mitzi Winter, erinnert an die bestialische Tat des Tischlergehilfen Kopežky, der das Kind in einen Keller gelockt und es dort vergewaltigt hatte. Um die Anklägerin seines Verbrechens zu beseitigen, ermordete er dann die Kleine.

Die Photographie eines furchtbar verstümmelten, nackten Weibes ist im nächsten Bilde wiedergegeben. Es ist die Prostituierte Franziska Hofer, die in ihrer Wohnung in der Haymerlegasse in Ottakring ermordet wurde. Die Tote liegt auf dem Diwan ausgestreckt, die Hände in die Hüften gestemmt. Der Mörder hat die Leiche in diese Lage gebracht. Der Körper ist über und über mit Blut bedeckt; eine furchtbare Wunde, der Schnitt eines scharfen Messers zertrennt die Bauchdecke bis zur Brust hinauf und läßt die Eingeweide hervorsquellen. Die Leber wurde aus dem Körper der Toten herausgerissen und vom Mörder neben dem Diwan zur Erde geworfen. Der Täter ist nicht eruiert worden.

Aus der Lage der vollständig unbedeckten Leiche, aus der Art der Verletzung schloß die Polizei damals, daß ein Lustmord vorliege und ließ sich in dieser Ansicht auch nicht beirren, nachdem festgestellt worden war, daß der Ermordeten eine Schürze, zwei Strümpfe und mehrere Versatzscheine geraubt worden. Der Raub der Schürze und der Strümpfe schien die Annahme der Kriminalpolizei nur zu bestätigen, denn man schloß daraus auf die Perversität des Lustmörders. Einige Tage nachher wurden die Versatzscheine in der Schürze der Ermordeten verpackt, in der Kalvarienberggasse in Hernals gefunden. Die Verfolgung des Täters erwies sich als ungemein schwierig. Man konnte nicht ermitteln, mit wem die Ermordete verkehrt hatte und bei den stets wechselnden Besuchen, die sie in ihrem traurigen Berufe empfangen hatte, konnte keine Spur, kein Anhaltspunkt ermittelt werden. Die Hausleute achteten nicht auf die Gäste der Dirne. Der Mörder brauchte gar keine Vorkehrungen zu treffen, um dem Beobachtetwerden vorzubeugen. Jeder Besucher der Prostituierten war ja mit ihr allein und unbeobachtet, nicht nur während des Beisammenseins, sondern auch beim Kommen und Gehen.

Aus der Art des mit der Sicherheit eines Anatomen geführten Schnittes schloß die Behörde, daß der Täter irgendein perverser Mediziner oder Spitalsdiener sei. Die nach dieser Richtung geführten Erhebungen blieben ohne jeden Erfolg, und nach längerem fruchtlosen Bemühen wurden die weiteren Recherchen eingestellt.

Merkwürdigerweise wurde damals nicht an die Möglichkeit gedacht, daß Rache das Motiv der Tat gewesen sein könnte und daß der Mörder den Raub und die Einzelheiten, die auf Lustmord schließen ließen, nur maskiert habe, um das Gericht irrezuleiten. Ein ehemaliger Verehrer der Prostituierten vielleicht, ein früher von ihr

Ausgehaltener oder ein Mann, der durch das Mädchen Schaden erlitten hat, den sie dem Gerichte angezeigt hatte, ist möglicherweise der heute noch frei herumlaufende Mörder.

Der Verfolgung eines Mörders wenden die Polizeibehörden natürlich stets die größte Aufmerksamkeit zu. Das Publikum nimmt an diesen Verfolgungen regsten Anteil und unterstützt die Mühen der Polizei oft durch wichtige Angaben. Nur so gelingt es in den meisten Fällen, des Mörders habhaft zu werden. Sei es, daß er in der Nähe des Tatortes gesehen wurde, daß seine Beziehungen zu dem Opfer festgestellt werden, daß die Mordwaffe als sein Eigentum erkannt wird, oder er beim Verkauf der Beute festgenommen werden kann. Fast jeder Mörder leugnet anfangs und oft bringt ihn erst eine ganze Kette von Beweisen, die er nicht mehr widerlegen kann, zum Geständnis.

Auf das schwerste Verbrechen ist in unseren Staaten auch die schwerste Strafe gesetzt; Blut fordert wieder Blut. Nur durch kaiserliche Gnade kann in berücksichtigungswerten Fällen die Todesstrafe in Kerkerhaft umgewandelt werden. Verschieden, wie sich die Charaktere der Mörder bei der Verübung der Tat zeigen, treten sie auch in der Art zutage, wie der Verurteilte dem Tod am Galgen entgegenzieht. Die meisten von ihnen verbringen die letzten Stunden, die sie noch zu leben haben, die Zeit von der Verkündigung des Urteilsvollzuges bis zur Exekution, voll Todesangst und Entsetzen, voll seelischer Martern und Qualen, gepeinigt von nervöser Unruhe und Grauen vor dem nahen Ende. Nicht der Vollzug der Todesstrafe selbst ist furchtbar, sondern die 21 Stunden der furchtbaren Gewißheit, daß nach ihrem Verlaufe das Leben am Schandpfahle durch den Scharfrichter gewaltsam beendet wird, daß der Delinquent, der

gesunden Leibes hinaustritt unter das grauenhafte Gerüst, dort sein Leben lassen muß. Jedes unmerkliche Vorrücken des Uhrzeigers bringt den Verurteilten dem schaurigen Grabe, der unergründlichen Ewigkeit näher, dem schattenhaften Etwas, von dem man nichts weiß und vor dessen Ungewißheit man schaudert.

Der Priester steht den armen Sündern tröstend zur Seite. Er richtet sie auf, er verweist sie auf die Barmherzigkeit Gottes, auf die Gnade des Himmels, er nimmt den Verurteilten die Beichte ab. Seinen tröstenden Worten gelingt es oft, den Mörder zur Reue zu bekehren, ihn auf den Tod vorzubereiten, ihm Standhaftigkeit und Fassung zu verleihen, wenn er die letzten Schritte seines Lebens macht. Voll Zerknirschung und Reue, auf die Barmherzigkeit Gottes hoffend, in dem Bewußtsein, daß das Verbrechen nur mit dem Tode gesühnt werden könne, verbringen manche Delinquenten in der Armensünderzelle ihre letzte Nacht. Speise und Trank wird ihnen nach Wunsch geboten, doch nur in dem Maße, daß sie sich nicht berauschen können. Der Priester bleibt die ganze Zeit bei ihnen. Sie schreiben Abschiedsbriefe, empfangen Besuche von Verwandten und wenn die schaurige Nacht vorbei ist, treten sie vom Priester geleitet, von ihm getröstet und aufrecht erhalten, den letzten Gang an.

Der eine hat innig bereut, hat sich ausgesöhnt mit Gott und abgeschlossen mit dem Leben. Er tritt ruhig unter den Galgen, wie es Johann Woboril getan hat. Der andere klammert sich an das Leben, halbtot, wimmernd und schreiend, halb ohnmächtig wird er zur Richtstätte geschleift, wie Julianne Hummel, die ihr Kind zu Tode gemartert hatte. Wanyek schlief die letzte Nacht vollkommen ruhig und erst am frühen Morgen, knapp vor der Hinrichtung, erwachte er. Er wies den Beistand des Priesters ab, verhöhnnte den Geistlichen und stellte

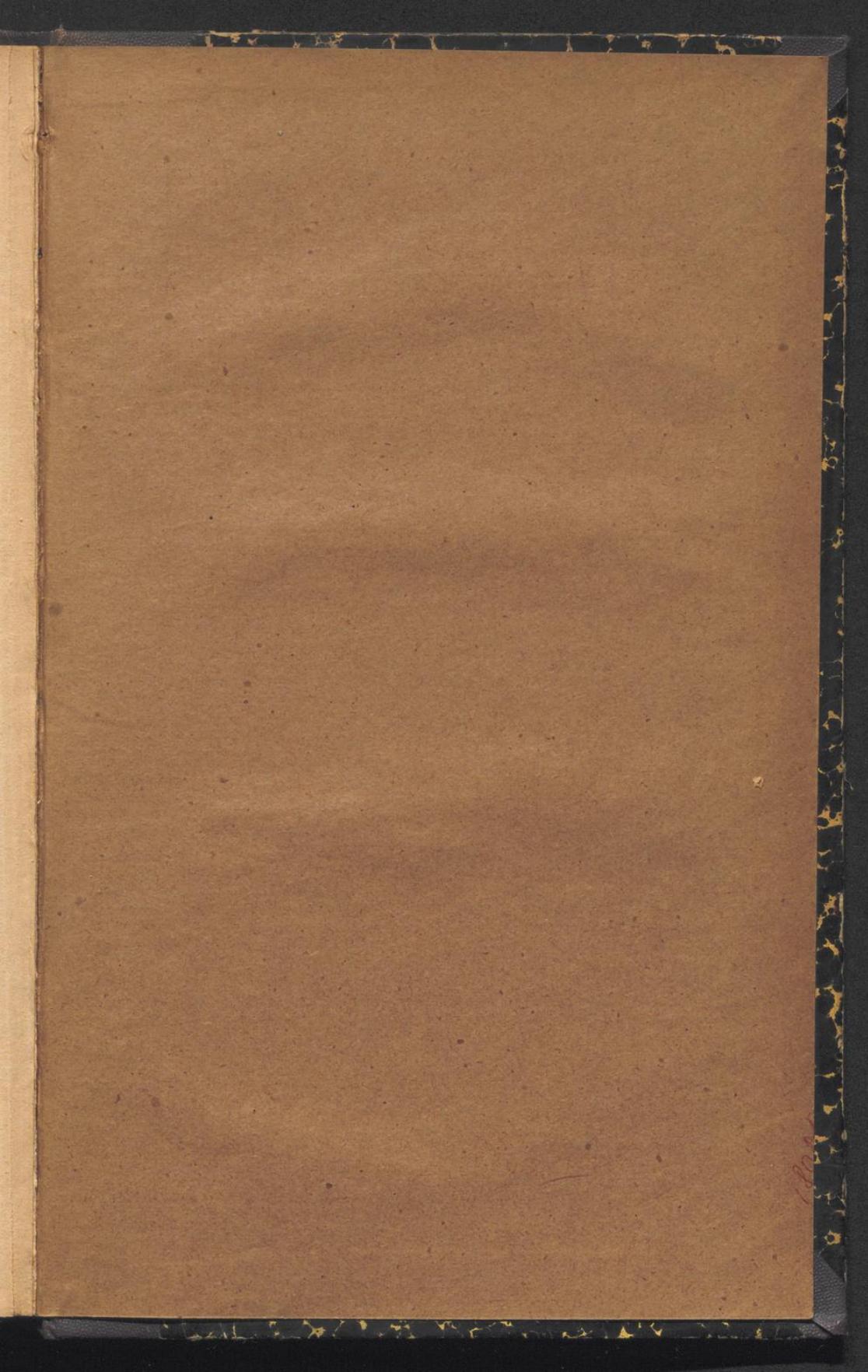
sich selbst unter den Galgen. Senekl, welcher die greise Trafikantin Jülich von Julienthal ermordet und beraubt hatte, beschimpfte unter dem Galgen stehend die Gerichtskommission mit einem unflätigen Wort, das der Strick des Henkers in seiner Gurgel erstickte, noch ehe es ganz ausgesprochen war.

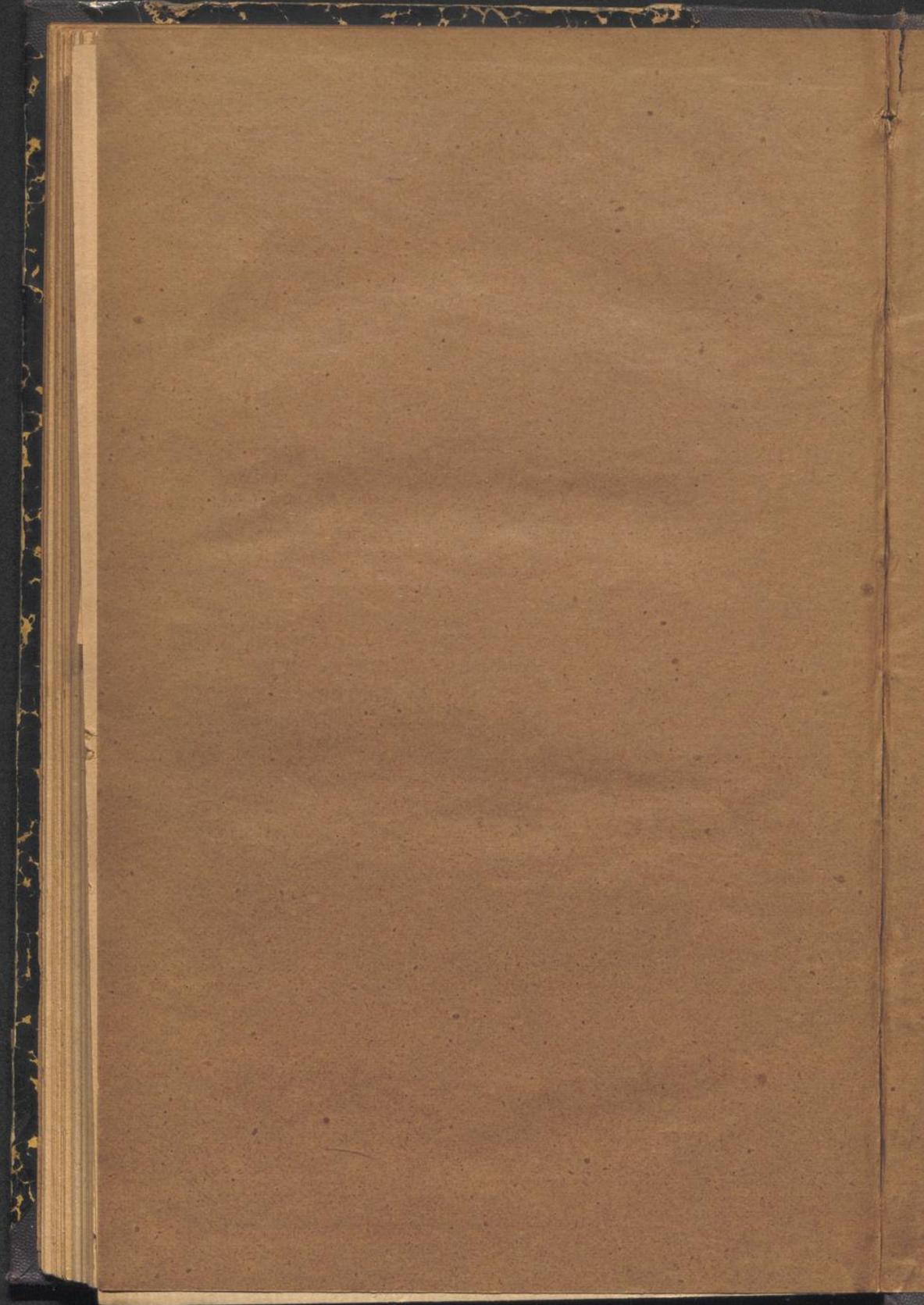
Zwei Stunden bleibt nach dem Vollzug der Exekution der Körper des Gerichteten am Galgen hängen. Dann wird seine Gesichtsmaske abgenommen. Die Masken der Hingerichteten werden ebenfalls im Polizeimuseum verwahrt. Es folgt die Obduktion. Der Kopf und die Hände des Mörders bleiben zu Studienzwecken im gerichtsmmedizinischen Institut und der Körper des Gerichteten wird nachts ohne Sang und Klang weit draußen in der Totenstadt beerdigt. Kein Stein, keine Tafel bezeichnet den Ort, an dem der Körper des Gerichteten verweist, an dem der Mörder seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

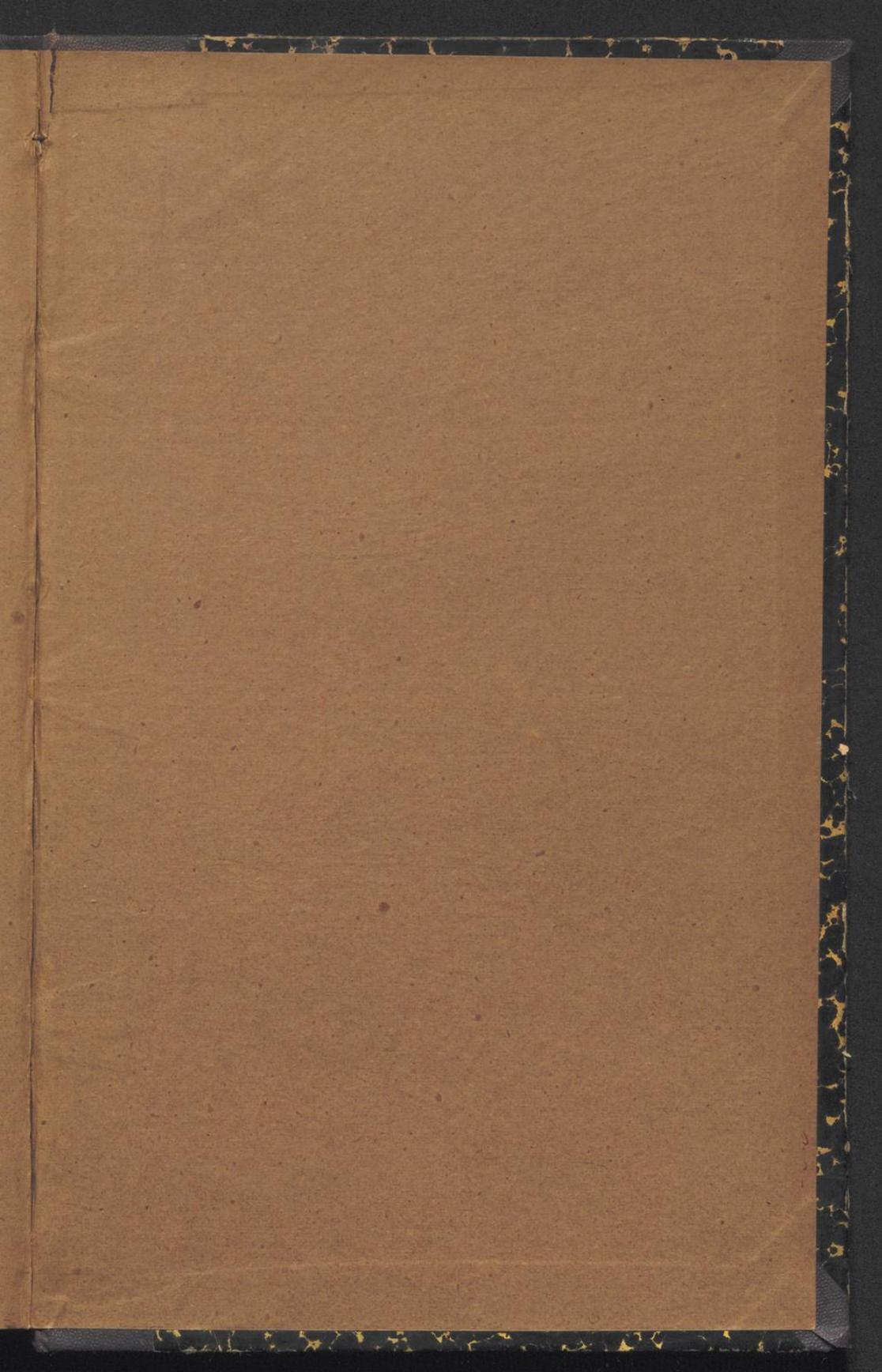
Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Anfänger und Zwischenstufen	14
Der Pülicher	14
Der Vagabund	16
Louis und Kompanie	18
Prostitution und Verbrechen	21
Diebe	25
Kleine Diebe	25
Die diebische Mieterin	26
Der Kaudemhalsener	31
Der Schottenfeller	32
Der Straßenauflauf	35
Der Silberer	37
Der Waggonlieb	40
Der Chilsener	44
Falschspieler und Hasardeure	47
Der Granat	47
Die Maschipartie	49
Das Handwerk der Einbrecher	54
Der Schränker	54
Beim Passer	61
In der Spieße	64
Die Wams	67
In der Unterwelt	69
Der Stihenerzinken	72
Die Manschette als Verräterin	74
Einbrecher im Frack	77
Der wahnsinnige Kirchendieb	78

	Seite
Die kleinen Geheimnisse des Metiers	81
Gaunerzinken	81
Verbrecherpraktiken	83
Mysteriöse Häftlinge	84
Die Formen des Betruges	87
Die Wahrsagerin	87
In der Fabrik des Stampiglienfälschers	89
Der Wohltätigkeitschwindel	92
Der Schatzgräber	96
Der Geldagent	99
Der Erpresser	101
Der Walzbruder	105
Der Hochstapler	108
Falschmünzer und Banknotenfälscher	110
Die Lebensgefährlichen	117
Die Kindesmörderin	117
Der räuberische Totschlag	120
Der Mord	122







WIENBIBLIOTHEK



+QWB8378009